Grundriß

der

Seelenlehre.

Gemeinfaßlich dargestellt

von

Dr. Josef Mich,
k. k. Gymnasial-Professor,
derzeit Mitglied der k. k. Prüfungskommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen,
k. k. Bezirks-Schulinspektor.

Dritte Auflage.

Wien & Troppau.
Verlag von Buchholz & Diebel.
1875.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Vorrede.

An vortrefflichen Lehrbüchern der Psychologie haben wir zwar keinen Mangel, doch setzen dieselben gewöhnlich eine tiefere Vorbildung voraus und sind deshalb nicht Jedem zugänglich. Nun soll aber die Psychologie keinem Gebildeten fremd sein, und müssen besonders jene, die zur Kindererziehung berufen sind, einen gründlichen Einblick in diesen Gegenstand zu gewinnen trachten. In gerechter Würdigung dieser Nothwendigkeit hat man bereits an höheren Töchterschulen die Psychologie zu lehren begonnen und ist darauf bedacht gewesen, auch an den Lehrerbildungsanstalten gründlicher auf das Studium derselben einzugehen, als es bisher geschehen war. Bei dieser Gelegenheit hat sich aber das Bedürfniß nach zweckentsprechenden Lehrbüchern recht fühlbar gemacht, insbesondere vermißt man solche, welche sich an das Herbart'sche System anschließen; und doch ist dieses (von seinen andern Vorzügen ganz abgesehen) am meisten geeignet, im gebildeten Volke Eingang und Verständniß zu erlangen, indem es weniger auf metaphysische Grundsätze, als auf Selbstbeobachtung und allgemeine Erfahrung basirt ist.

Der vorliegende Grundriß der Seelenlehre strebt im Anschluße an die Herbart'sche Schule nach dem Ziele, eine möglichst gründliche Kenntniß der Psychologie in den weitesten Kreisen zu verbreiten: die Darstellung ist demgemäß so leicht faßlich gehalten, daß sie kaum Jemandem, auch wenn er auf Selbstunterricht angewiesen ist, Schwierigkeiten bereiten dürfte.

Daß Bücher, welche solchen Zwecken gewidmet sind, weniger nach Originalität als nach passender Anordnung und Darstellung des durch gemeinsame Arbeit gesammelten Stoffes streben müssen, ist wohl selbstverständlich; der Verfasser hat von diesem Standpunkte ausgehend bei der Zusammenstellung des Büchleins von einschlägigen Werken, zumal von denen, welche ähnlichen Zwecken dienen, wie z. B. die gediegenen Lehrbücher von Dr. Rob. Zimmermann, Dr. M. A. Drbal und Dr. G. A. Lindner, u. a. den ausgedehntesten Gebrauch gemacht. Daß er es unterlassen hatte, die Quellen im Texte zu citiren, wird gewiß Entschuldigung finden, wenn beherzigt wird, wie sehr durch solche Citate der Leser gestört und zerstreut werde.

Der Verfasser hat sich bemüht, dem vorgesteckten Ziele recht nahe zu kommen, und suchte mit allem Fleiß die Schwierigkeiten zu überwinden. Daß diese bedeutend sind, ist jedem Fachmanne klar; daher darf wohl das bescheidene Werkchen auf eine nachsichtige Beurtheilung Anspruch machen.

Troppau, im Juni 1870.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die überaus freundliche Aufnahme, welche das vorliegende Büchlein in der ersten und zweiten Auflage gefunden hat, bestimmte den Verfasser, außer einigen Verbesserungen im Ausdrucke keinerlei Aenderungen vorzunehmen; es ist daher diese Auflage im Wesentlichen nur ein Abdruck der beiden ersten.

Troppau, im Oktober 1874.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

Eigentliche Psychologie.

Erster Abschnitt: Vorstellungen.

A. Ursprung der Vorstellungen oder Empfindung.

B. Vorstellungen und ihre Reproduction.

Seite

D. Von der Intelligenz.

Zweiter Abschnitt: Von den Gefühlen und Affecten.

A. Von den Gefühlen.

I Allgemeine oder formale Gefühle.

II. Qualitative oder höhere Gefühle.

B. Von den Gemüthserschütterungen oder Affecten.

Dritter Abschnitt: Vom Streben.

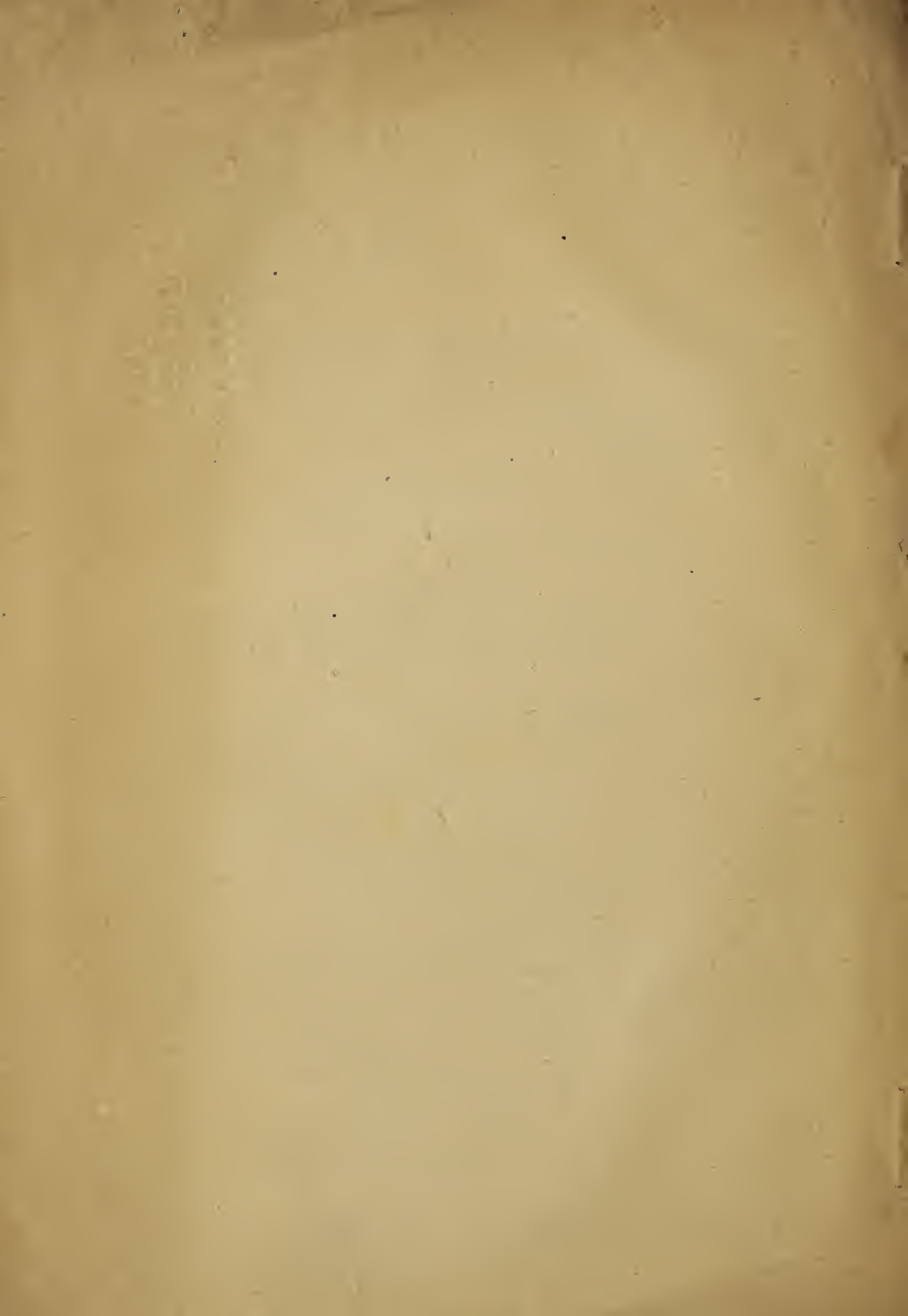
A. Das Begehren im Allgemeinen.

Seite:

B. Das Begehren im Besonderen.

I. Sinnliche oder niedere Begehrungen.

II. Intellectuelle oder höhere Begehrungen.



Einleitung.

§ 1. Begriff der Psychologie.

Unter allen Wissenschaften verdient des Menschen Interesse wohl keine mehr, als diejenige, die ihn selbst zum Gegenstand der Forschung macht, nämlich: die Lehre vom Menschen (Anthropologie).

Der Mensch ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Doppelwesen, indem er zwei grundverschiedene Kreise von Erscheinungen der Beobachtung darbietet, nämlich solche Erscheinungen, die in Zeit und Raum stattfinden und durch unsere Sinnesorgane wahrnehmbar sind, — und zweitens solche, die nur in Zeit stattfinden und unmittelbar nur der inneren Wahrnehmung zugänglich sind.

Mit den ersteren, materiellen oder körperlichen Erscheinungen befaßt sich die Somatologie (Lehre vom Leibe); mit den letzteren, immateriellen, seelischen oder psychischen Erscheinungen beschäftigt sich die Psychologie (Seelenlehre).

Leib und Seele, obgleich von jedem Unbefangenen als zweierlei erkannt, stehen aber im organischen Zusammenhange, in innigster Wechselwirkung und machen ein Ganzes aus; „der Mensch ist ein sinnlich vernünftiges Wesen."

Was die Seele an sich sei, diese Frage gehört eigentlich der Metaphysik oder Philosophie im engeren Sinne an; die Psychologie hat nur ihre Lösung vorzubereiten, ist somit eine Vorbereitungswissenschaft der Philosophie.

Die Psychologie hat aber auch eine praktische Seite. Indem sie uns den edleren Teil des Menschen verstehen lehrt, bietet sie die wichtigste Grundlage für die Erziehungslehre (Pägagogik).

Die eigentliche Aufgabe der Psychologie ist:

1. Die einzelnen psychischen Erscheinungen möglichst vollständig aufzusuchen und geordnet zu beschreiben.
2. Den Zusammenhang dieser Erscheinungen und die Gesetze derselben aufzufinden und darzustellen.
3. Ueber das Wesen der Seele, soweit es auf diesem Wege möglich, Aufschluß zu geben.

Wenn sich die Psychologie auf diese vorgezeichnete Aufgabe beschränkt, so heißt sie **empirisch**; dagegen sucht die **rationale** Psychologie die **letzten Gründe** für die Gesetze der seelischen Thätigkeit aufzufinden, die Seele ihrem **inneren Wesen** nach zu erkennen.

Die wichtigste Quelle der empirischen Psychologie ist die Selbstbeobachtung; doch unterliegt diese der eigenthümlichen Schwierigkeit, daß das Subjekt der Beobachtung mit dem Objekte derselben zusammenfällt, welche Schwierigkeit sich dadurch noch steigert, daß die einzelnen Erscheinungen nicht gesondert vorliegen, sondern auf das Mannigfaltigste verknüpft und überdies äußerst flüchtig erscheinen.

Die Selbstbeobachtung reicht aber nicht überall aus, so z. B. bei der Erforschung der wichtigen Zustände des Kindesalters, in Krankheiten und leidenschaftlichen Erregungen (wo wir die Besinnung verlieren) u. s. w. — Daher muß die Beobachtung an Anderen ergänzend hinzutreten.

§ 2. Der menschliche Organismus.

Die Thätigkeiten des menschlichen Körpers werden durch einzelne Organe ausgeführt, welche aus verschiedenen Bestandtheilen, nämlich aus Knochen, Muskeln, Gefäßen und Nerven gebildet sind und in drei Gruppen geschieden werden können: Ernährungs-, Bewegungs- und Empfindungssystem.

Das Knochengerüst, dessen einzelne Theile in einander eingelenkt und durch eigene Bänder in Zusammenhang erhalten werden, giebt dem Körper festen Halt, umgiebt die zarteren Organe mit einer schützenden Hülle und bietet Anheftungspunkte für die Muskeln. Diese, aus einem elastischen Fasergewebe zusammengesetzt, bewirken die Bewegung, indem sie auf Veranlassung der in ihnen reich verästelten Nerven sich zusammenziehen und so auch die starren Knochenhebel zu lebendigem Spiele bringen. Alle Thätigkeiten der Organe sind von chemischen Prozessen begleitet, so daß damit ein fortwährender Stoffumsatz in den Elementen dieser Organe zusammenhängt; den Stoffaustausch vermittelt das Blut, das seine Bestandtheile aus der Nahrung bezieht und sich in zahlreichen, in jedem Organe fein verzweigten Gefäßen (Schlagadern oder Arterien) vom Herzen aus nach allen Gegenden des Körpers begiebt, um dort Stoffe zu ersetzen und die zersetzten Substanzen in sich aufzusaugen, worauf es in ein anderes Gefäßsystem (Blutadern oder Venen) übergeht und nach dem Herzen zurückkehrt, von da zur Lunge getrieben wird, wo es einerseits Zersetzungsprodukte (wie Kohlensäure, Wasser) abgibt, anderseits den zur Neubildung nöthigen Sauerstoff aufnimmt, und nun zum Herzen zurückfließt, um den Kreislauf von Neuem zu beginnen.

Die Nerven bewirken, wie gesagt, die Bewegung der Muskeln, sind aber außerdem die eigentlichen Träger der Empfindungserscheinungen. Das Nervensystem ist es, wodurch das Thier von der Pflanze sich scheidet, es ist der Vermittler der willkührlichen Bewegung und der Empfindung, welche beiden Merkmale das Thier vor der Pflanze voraus hat.

Das gesammte Nervensystem läßt sich der Leistung nach in zwei Hauptgruppen scheiden, nämlich in das vegetative und das animale System. Ersteres leitet insbesondere die unbewußten und unwillführlichen Bewegungen und Verrichtungen der Verdauung, Athmung und des Blutumlaufs und hat mehrere Centra, welche mit einander verknüpft sind, und mit dem sogenannten sympathischen Nervenstrang zusammenhängen. Das animale Nervensystem, welches die willkührlichen Bewegungen leitet und die Empfindungen vermittelt, hat sein vollkommenes Centrum im Gehirne und dessen Fortsetzung, dem Rückenmarke.

Von diesen Centralorganen trennen sich zahlreiche Nervenbündel ab und setzen ihre Fasern in den einzelnen Körpertheilen ab, so daß auf der ganzen Oberfläche des Körpers fast kein Punkt zu finden ist, wo nicht Nervenfasern vorhanden wären.

Unter diesen Nervenfasern unterscheidet man der Thätigkeit nach (anatomisch läßt sich kein Unterschied bemerken) zweierlei, nämlich sensible und motorische Nerven. Die ersteren (auch Empfindungsnerven genannt) leiten äußere Reize zum Centralorgan, die letzteren (Bewegungsnerven) bewirken durch Fortleitung der inneren Reize zu den Muskeln die Zusammenziehung derselben. Jede einzelne Nervenfaser zieht isolirt zum Centralorgane, ohne je ihre Erregung einer anderen, wenn gleich in demselben Bündel laufenden, mitzutheilen. So erzeugt der Reiz im Empfindungsnerv nur Empfindung, der Bewegungsnerv bewirkt hingegen nur Zusammenziehung der Muskeln, nie eine Empfindung.

Untersuchungen, die über das Wesen der Reize und deren Leitung in den Nerven angestellt wurden, führten zu der Erfahrung, daß die elektrischen Ströme, welche durch den Nerv stets kreisen, dann, wenn er gereizt wird, eine Abnahme erleiden, woraus sich die Ansicht erschließt, daß die Elektricität in eine andere Kraft, wahrscheinlich chemische umgesetzt wird.

Die Geschwindigkeit mit welcher der Reiz im Nerv geleitet wird, beträgt nach Helmholtz ohngefähr 200′ in der Sekunde. Derselbe Forscher hat auch nachgewiesen, daß zwischen dem Momente, in welchem der Reiz in's Gehirn eintritt, und dem Augenblicke, in welchem derselbe zur bewußten Empfindung wird, auch noch ein meßbarer Zeitraum ($^1/_{10}$ bis $^1/_{20}$ Sekunde liegt. Hiemit sei im Voraus schon angedeutet, daß der Zustand in den Nerven nicht mit jenen Zuständen in der Seele, die wir Empfindungen nennen, zu verwechseln sein wird; zugleich folgt auch aus dem Obigen, daß das Nervensystem es ist, was die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele des Menschen vermittelt, und den Verkehr der Seele mit der Außenwelt möglich macht.

§ 3. Uebersicht der psychischen Erscheinungen.

Alle seelischen Erscheinungen haben ihre erste Veranlassung in den Empfindungen. Die Seele des neugebornen Kindes ist ein „unbeschriebenes Blatt“ und würde es ohne Zweifel immer bleiben, wenn nichts da wäre, was Empfindungen in ihr weckte. Das Kind hat in der ersten Zeit nur Empfindungen, die überdies anfänglich unklar, unbewußt sind. —

Wie werden die unbewußten Empfindungen zu bewußten? Gerade so wie es Erwachsene an sich erfahren, die blind geboren waren und glücklich operirt wurden. Sie wußten anfangs nicht, was sie sahen, nichts trat ihnen klar und bestimmt in's Auge; durch wiederholtes Sehen erst wurden allmählig die Empfindungen klar und bewußt. Nach jeder Empfindung bleibt in uns, — von der Dauer des Nervenreizes unabhängig, — ein Eindruck noch übrig. Dieser wird immer stärker, je öfter dieselbe Empfindung sich wiederholt hat, so daß wir endlich im Stande sind, diesen Eindruck zu haben, ohne daß ihn ein äußerer Reiz geweckt hätte, d. h. wir sind im Stande, uns den Gegenstand der Empfindung vorzustellen.

Hat sich z. B. in einer Oper, die wir gehört, eine Melodie öfters wiederholt, so klingt sie uns tagelang in den Ohren, — wir haben eben eine klare Vorstellung der Melodie. Wie dieses Beispiel zeigt, verschmelzen auch die zusammengehörigen Einzelnvorstellungen (Töne) zu einer Gesammtvorstellung (Melodie).

Die Vorstellungen sind unser bleibendes Eigenthum; später erworbene verstärken die früheren, wenn sie mit denselben gleichartig sind, oder sie verdunkeln die früheren wenn sie entgegengesetzt sind; doch verschwindet eine Vorstellung nie gänzlich aus unserem Bewußtsein und kann somit unter gewissen Umständen wieder auftauchen; die Vorstellung wird reproducirt. Darauf beruhen die Erscheinungen des Gedächtnisses, der Erinnerung und andere psychischen Erscheinungen.

Je bewußter durch öftere Wiederholung die Empfindungen und die Vorstellungen werden, desto mehr entwickelt sich in uns die Fähigkeit, diese zwei Erscheinungen zu unterscheiden, d. h. sich bewußt zu werden, daß die Empfindung eine Ursache außer uns hat, die Vorstellung aber ohne den äußeren Reiz entstehen kann; daraus ergiebt sich nun die Erscheinung, daß wir jede Empfindung als Wirkung eines äußeren Reizes auffassen. Die nach Außen projicirte Empfindung nennt man Wahrnehmung. Und da die meisten Gegenstände verschiedene Nervenreize, somit verschiedene Empfindungen in uns erwecken, so kommt durch Versetzung dieser Empfindungen auf denselben Gegenstand ein zusammengesetztes Gebilde zum Vorschein, nämlich die Wahrneh-

mung eines Gegenstandes mit mehreren Merkmalen, dem dann in unserem Bewußtsein auch eine Gesammtvorstellung entspricht.

Die Reproduction von Gesammtvorstellungen, oder Vorstellungsgebilden kann unter Umständen eine ungenaue, veränderte sein, indem einzelne Theile fehlen, andere Theile eingeschoben werden können; in dieser Weise reproducirte Vorstellungen heißen eingebildete und die Eigenschaft, welche dieser Erscheinung entspricht, Einbildungskraft.

So ist z. B. die Vorstellung von einem Baume überhaupt (wenn wir nicht einen bestimmten Baum meinen) eine eingebildete, indem darin nur gewisse Merkmale (Wurzel, Stamm, Krone) hervortreten, andere (Form der Blätter, Blüthen, Früchte u. s. w.) verdunkelt erscheinen. Auf diese Art kommen, wie wir später hören werden, psychische Begriffe zu Stande.

An den Processen der Empfindungen und Vorstellungen und an dem Aufbauen der Vorstellungsgebilde entwickelt sich stufenweise das Denken d. h. Verknüpfen der Vorstellungen nach ihrer objectiven Zusammengehörigkeit. Sobald das Kind sich seiner Empfindung klar bewußt wird, scheidet und unterscheidet es dieselben und bildet hiemit seine primitiven Begriffe, Urtheile und Schlüsse, die immer vollkommener werden, je mehr das Vorstellungsleben sich erweitert.

Durch die Empfindungen beginnt der Verkehr der Seele mit der Außenwelt und führt, wie wir gesehen, dazu, daß die Seele sich aus den dadurch erzielten Vorstellungen eine eigne Welt aufbaut; dieser Bau wird um so vollkommener, je mehr sich an dieser Thätigkeit das Denken entwickelt, und führt so zum Erkennen der Außenwelt.

Die Wechselwirkung, welche beim Zusammentreffen der Vorstellungen im Bewußtsein erfolgt, bringt Zustände in dem Vorstellenden hervor, welche je nachdem in ihnen der leidende oder thätige Charakter vorwaltet, Gefühle und Strebungen genannt werden.

Gesellt sich zur Vorstellung vom Kranksein meines Vaters die Vorstellung, daß er sterben könnte, so resultirt das unangenehme Gefühl der Besorgniß und zugleich das Streben, das Leben des Vaters zu erhalten.

Erkennen, Fühlen und Wollen hängen demnach auf's Innigste zusammen. Im Erkennen nimmt die Seele die Eindrücke der Außenwelt in sich auf, bildet Vorstellungen und verknüpft dieselben am vollkommensten durch das Denken; durch die Wechselwirkung der Vorstellungen gegen einander entstehen die Gefühle, deren thätiger Ausdruck das Wollen ist.

Die ältere Psychologie (seit Aristoteles) hat diesen drei Erscheinungskreisen auch drei getrennte Seelenvermögen (Erkenntniß-, Gefühls- und Begehrungs-Vermögen) zu Grunde gelegt; daß dieß dem eben dargestellten Zusammenhange der Erscheinungen sehr schlecht entspricht, liegt wohl am Tage.

§ 4. Begriff der Seele.

Alles was wirklich ist, besteht entweder für sich, oder an etwas Anderem; das erstere nennt man Wesen (Reales oder Substanz) das letztere Beschaffenheit oder Zustand (Erscheinung, Adhärenz oder Inhärenz).

So sind Farbe, Geruch, Gewicht, Ton u. dgl. zwar etwas Wirkliches, aber nicht für sich bestehend, sondern nur an anderem Selbständigen.

Da wir nun eine Mannigfaltigkeit geistiger Erscheinungen und Zustände wahrnehmen, so muß es auch ein Wesen geben, dem diese Zustände anhangen; dieses Wesen nennen wir Seele oder unser Ich.

Was ist die Seele des Menschen?

Wir haben eingangs bereits erwähnt, daß die Lösung dieser Frage, was die Seele an sich sei, der rationellen Psychologie überlassen wird; die empirische Psychologie hat die Beantwortung nur insoweit zu führen, als es ihr die Erfahrung (Selbstbeobachtung, Beobachtung an Anderen unter Benützung anderer Erfahrungswissenschaften) möglich macht.

1. Die Selbstbeobachtung lehrt, daß unsere Seele ein einfaches Wesen sein müsse.

Alle unsere Empfindungen und Vorstellungen, mögen sie durch Vermittlung dieses oder jenes Sinnes veranlaßt werden, weisen stets einen einzigen Mittelpunkt als ihren Sitz auf; wir finden Gesammtvorstellungen und Wahrnehmungen von Gegenständen mit mehreren Merkmalen als etwas zu Einem Verschmolzenes in unserem Bewußtsein, und dieses erweist sich überdies so enge, daß zu einer und derselben Zeit nur eine einzige Empfindung, eine einzige Vorstellung darin klar sein kann.

Der Schein spricht zwar gegen diese letztere Ansicht, selbe ist aber hinlänglich begründet. So z. B. erklären wir, wenn ein Hammer an eine Glocke schlägt, zu sehen, wie der Hammer die Glocke berührt, und zugleich zu hören, daß die Glocke ertönt, und doch ist's dem nicht so. Genaue Experimente lehren, daß die zwei Empfindungen nach einander (nicht gleichzeitig) in unser Bewußtsein eintreten und zwar die Gesichtsempfindung zuerst und dann die Gehörsempfindung, oder umgekehrt, je nachdem unsere Aufmerksamkeit mehr auf die eine oder die andere Erscheinung gerichtet war. — So sieht der schröpfende Arzt häufig das hervordringende Blut früher, bevor nach seiner Meinung der Schnepper eingeschlagen hat.

2. Die Seele erscheint uns stets einerlei. Die Selbstbeobachtung lehrt, daß wir unser Ich von dem Augenblicke an, als wir uns desselben bewußt werden, bis zum Tode als eines und dasselbe auffassen. Der Greis weiß sich noch als denselben, den er als Kind, als Jüngling, als Mann war, wie sich auch seine leibliche Beschaffenheit inzwischen geändert haben mag und wie auch seine äußeren Beziehungen gewechselt haben mochten; das was in ihm die Empfindungen aufnimmt, und was die Vorstellungen hat, erscheint ihm stets gleich, mögen diese auch tausendmal gewechselt und sich verändert haben.

3. Dieses einfache und beharrliche Wesen erscheint der Selbstbeobachtung als etwas vom Körper Verschiedenes', über allem leiblichen Dasein Stehendes; und die Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften sprechen für die Richtigkeit dieser Beobachtung.

In der ersten Jugend, wenn das Selbstbewußtsein erwacht, fassen wir allerdings unser Ich als leibliches auf, und viele Menschen, ganze Völker bleiben zeitlebens auf diesem Standpunkte des Selbstbewußtseins stehen; bei entwickeltem Denken aber schwingt auch das Selbstbewußtsein sich auf eine höhere Stufe. Wir sehen den Leib sich verändern, wachsen, blühen und verwelken: das Ich aber, das, was in uns denkt, bleibt dasselbe, wenn es auch täglich anders denkt; der Leib kann verstümmelt werden, es können die wesentlichsten Theile desselben, z. B. Theile des Gehirns fehlen, das Ich bleibt mir unverstümmelt. Der die leiblichen Thätigkeiten begleitende chemische Proceß bedingt, daß die Stofftheilchen, aus denen mein Gehirn zusammengesetzt ist, nach und nach ausscheiden und durch neue ersetzt werden, und das wiederholt im Leben; — die Vorstellungen aber, die meine Seele hat, — die bleiben trotz dieses wiederholten Wechsels. Ist es nun zu wundern, wenn ich aus alledem schließe: Meine Seele steht über allem körperlichen Dasein; sie ist unkörperlich!

Fassen wir das nun Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich folgender Satz:

Die Seele ist ein einfaches, beharrliches und immaterielles Wesen.

Die Seele ist einfach, d. h. sie hat keine Theile, sie ist weder zusammengesetzt noch ausgedehnt; die Seele ist beharrlich, d. h. sie bleibt bei allem Stoffwechsel im Leibe dieselbe, wobei aber nicht ausgeschlossen ist, daß sie verschiedene Thätigkeiten und Zustände aufweisen kann; sie ist endlich immateriell, d. h. Seele und Leib sind durchaus ungleichartiger Natur.

§ 5. Wechselwirkung zwischen Leib und Seele.

Ist im Vorhergehenden der Nachweis geführt worden, daß die Seele mit dem Gehirne nicht identisch, sondern ein vom Körperlichen grundverschiedenes Wesen ist, so will damit nicht bestritten sein, daß der leibliche Organismus auf die Seele Einfluß nehmen, sowie auch, daß umgekehrt die Seele auf den Leib wirken könne.

Die Erfahrung lehrt uns zu deutlich, daß die Entwicklung und Vervollkommnung der seelischen Erscheinungen gleichen Schritt halten mit der naturgemäßen Entwicklung des Körpers, daß die Vollkommenheit gewisser Körperorgane, vor Allem des Gehirns, eine der Bedingungen ist für die Vollkommenheit der Seele. Tagtäglich können wir an uns und an Anderen wahrnehmen, daß die Störungen und Förderungen in den Thätigkeiten des körperlichen Organismus auch Störun-

gen und Förderungen in den Thätigkeiten der Seele herbeiführen, und umgekehrt. Alle lebhaften Gefühle sehen wir am Körper abgespiegelt; wir werden schamroth und schreckbleich, knirschen mit den Zähnen, ringen mit den Händen, es zittern uns die Glieder und es steigen uns die Haare zu Berge. — Endlich stellt ja die Seele ihre Thätigkeiten vollends ein, wenn der leibliche Organismus zerstört ist, so wie umgekehrt der Gram der Seele uns ins Grab bringt.

Wie lassen sich diese Thatsachen mit unserer oben ausgesprochenen Ansicht, daß die Seele außer dem körperlichen Dasein stehe, in Einklang bringen? Liegt nicht in diesen Thatsachen die Bestätigung der gegnerischen Ansicht, daß die Seele als Zustand und Erscheinung am Leibe mit diesem gleichzeitig stehe und falle? Diese Folgerung wird ebensowenig unbedingte Geltung haben, als es voreilig wäre, aus dem Stillstand der Maschine auf den Tod des Maschinenführers zu schließen.

Die Beziehungen zwischen einer Maschine und ihrem Leiter können uns auch versinnlichen die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Aus der Thatsache der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele zieht man häufig den Schluß, daß Leib und Seele nicht ungleichartig sein können, indem man sich auf den alten Grundsatz beruft, daß nur Gleichartiges auf Gleichartiges wirken könne. Ist die Maschine etwa gleichartig mit dem Maschinenführer?

Sowie der elektrische Strom einen chemischen Proceß auslöst und umgekehrt dieser jenen, und sowie der chemische Proceß des Brennens Wärme erzeugt, die Wärme Wasser in Dampf umwandelt und die Spannkraft des Dampfes eine mechanische Leistuug vollbringt, welche bei der Reibung wieder Wärme erzeugt: so kann die mechanische oder eine andere Reizung eines Nerven in diesem eine Veränderung elektrischer Natur erzeugen, diese einen chemischen Proceß anregen, und dieser möglicherweise einen psychischen Proceß vermitteln, und so auch umgekehrt der psychische Zustand einen physischen auslösen.

Uebrigens gehört die Frage nach den letzten Gründen der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele (wie im § 1 bemerkt wurde) nicht in den Bereich der empirischen Psychologie.

Eigentliche Psychologie.

Erster Abschnitt:

Vorstellungen.

A. Ursprung der Vorstellungen oder Empfindung.

§ 6. Einleitung.

Die Empfindung ist ein Zustand, welcher in der Seele entsteht, wenn die durch irgendwelche Ursache geweckte Erregung einer Nervenfaser sich bis zum Gehirn und durch dessen Vermittlung zur Seele fortpflanzt.

In dem empfindungerzeugenden Processe lassen sich demnach folgende Stadien unterscheiden.

1. Die Erscheinung, welche den Nerv reizt Diese ist irgend ein physischer Bewegungszustand, wie z. B. Druck, Schall, Licht, Wärme, ein elektrischer oder chemischer Proceß, und kann ihre Quelle außerhalb oder innerhalb des Körpers haben.
2. Die Umsetzung dieser Erscheinung in eine Nervenerregung. Gelangen die physischen Bewegungen (des Schalles, Lichtes, Druckes u. s. w.) durch ihnen entsprechende Mittel bis zur sensiblen Nervenfaser, so erzeugen sie in dieser einen Erregungszustand, welcher sich durch eine negative Schwankung des im Nerven kreisenden elektrischen Stromes und durch chemische Veränderungen kenntlich macht, und mit einer meßbaren Geschwindigkeit bis zu den Centraltheilen des Nervensystems fortpflanzt.
3. Das letzte und wesentlichste Glied dieses Processes, die Empfindung in der Seele. Diese entzieht sich natürlich der sinnlichen Beobachtung und Forschung, nur das Bewußtsein giebt uns dieselbe kund. Durch genaue Versuche wurde nachgewiesen, daß zwischen der

Erregung des Gehirnes und dem Bewußtwerden der Empfindung ein meßbarer Zeitraum liege. Daß die Empfindung nicht identisch sei mit dem physischen Vorgang im Gehirne, beweist auch der Umstand, daß die Reize oft im Gehirne anlangen, ohne in's Bewußtsein einzutreten (wir hören und sehen oft nichts, trotzdem daß Licht- und Schallwellen unsere Nerven erregen).

Alle sensiblen Nerven sind für gewisse Reize, welche zunächst durch ungewöhnliche Veränderungen innerhalb des Körperorganismus veranlaßt werden, gleich empfindlich und vermitteln in der Seele übereinstimmende Empfindungen, welche mehr oder minder dunkel und nur in der Beziehung bestimmt sind, daß sie nämlich angenehm oder unangenehm erscheinen. Solche Empfindungen heißen *allgemeine Körperempfindungen.*

Während die im Innern des Körpers endigenden, meist vom Rückenmark auslaufenden Nerven nur solchen Empfindungen dienstbar sind, zeichnen sich gewisse an der Peripherie des Körpers endigende Nerven dadurch aus, daß sie in Organen ausgebreitet sind, welche nur für die Empfindung bestimmt und für besondere Reize eigens eingerichtet sind, so daß sie diesen fast ausschließlich dienen. Die auf diesem Wege zu Stande kommenden Empfindungen heißen *Sinnesempfindungen*, die ihnen dienenden Organe *Sinneswerkzeuge.*

So gehört z. B die unangenehme Empfindung von Hitze und Kälte im Fieber, die angenehme Empfindung in einem warmen Bade, sowie die Empfindungen, welche durch Stechen, Schneiden, Brennen u. s. w. in uns erregt werden, zu den allgemeinen Körperempfindungen, dagegen das Sehen, Hören, Schmecken, Riechen, Tasten zu den Sinnesempfindungen.

Die Sinnesnerven haben eine auffallend specifische Reactionsweise; so erzeugt z. B. ein Schlag auf die Wange eine Schmerz-, auf's Ohr eine Schall-, auf's Auge eine Lichtempfindung.

a) Körperempfindungen.

§ 7.

Organe der Körperempfindungen sind im weiteren Sinne alle sensiblen Nerven, welche mittelbar oder unmittelbar mit dem Gehirne in Verbindung stehen; am wenigsten betheiligt bei diesen Empfindungen sind jene Sinnesnerven, deren peripherische Enden nur bestimmten Reizen zugänglich sind (wie z. B. der Gehörsnerv, der Sehnerv); am stärksten betheiligt mögen die durch den ganzen Körper verbreiteten Hautnerven sein.

Der Reichthum der Körperempfindungen ist außerordentlich groß; er entspricht der außerordentlichen Flächenausbreitung des empfindlichen Nervengewebes und der beständigen Erregung derselben durch die nie-

mals ganz stille stehenden Lebensvorgänge. Der jeweilige Durchschnitt dieses Empfindungsstromes stellt die sogenannte **Vitalempfindung** (Lebensempfindung) dar. Das Vermögen dieser Empfindung kann man den **Vitalsinn** nennen.

Vermöge der Vitalempfindung haben wir in jedem Augenblicke unseres Daseins nicht allein das Bewußtsein, **daß** wir leben, sondern auch **wie** wir leben; wir empfinden, daß wir gesund, daß wir krank sind, daß unsere Muskeln thätig sind, daß sie müde werden; fühlen, wie uns das Herz klopft, wie uns das Blut zu Kopfe steigt, wie uns der Frost über den Rücken läuft, daß uns etwas im Magen liegt 2c. Alle diese Empfindungen haben etwas Unbestimmtes, Dunkles und sind selten örtlich bestimmbar, verbreiten sich auch meist über einen größeren Nervenkomplex, oft über den ganzen Körper; bestimmter treten nur auffallende Förderungen oder Hemmungen der Lebensvorgänge in's Bewußtsein.

Daß wir von manchen inneren Vorgängen nie eine Empfindung haben, ist darin begründet, daß mit denselben nur Nerven des eigens und an mehreren Stellen, wenngleich unvollkommen centralisirten vegetativen Systems in Verbindung stehen.

Da die wesentlichste Veranlassung zu der Körperempfindung darin besteht, daß sich jede ungewöhnliche Aenderung der Lebensvorgänge auf die Nerven als Reiz überträgt, so wird man bei allen Körperempfindungen zweierlei unterscheiden können, ob nämlich die Aenderung zu Gunsten oder zu Ungunsten unserer Lebensthätigkeit stattgefunden hat; im ersten Falle heißt die Empfindung **angenehm**, im zweiten **unangenehm**, und dieses Merkmal der Empfindung nennt man ihren **Ton**.

Die **Unbestimmtheit im Inhalte** und die **starke Betonung** sind demnach die charakteristischen Merkmale der Körperempfindung.

b) Sinnesempfindungen.

§ 8. Tastsinn.

Das peripherische Organ, durch welches die Tastnerven die von außen kommenden Reize (Druck, Widerstand, Härte, Weichheit, Glätte, Rauhigkeit) erfahren, sind die unzähligen Wärzchen, mit welchen die Oberfläche der „Lederhaut,“ der untersten der drei Lagen, aus welchen die menschliche Oberhaut besteht, besetzt ist. Dieselben sind kleine Erhabenheiten, in welchen die Fasern der Tastnerven in Gestalt feiner Plättchen endigen. Von der relativen Menge derselben an einer gewissen Leibesstelle hängt die Empfindlichkeit der letzteren für Tasteindrücke ab.

So fühlt man z. B. die zwei Zirkelspitzen, wenn sie nahe aneinanderstehen an mancher Hautstelle getrennt, an mancher aber als eine Spitze. Um die beiden Spitzen getrennt zu empfinden, müssen sie am Rücken ohngefähr 30 Linien auseinanderstehen, während für die Zungenspitze und die Fingerspitzen der Abstand nur 1/2 bis 1 Linie zu sein braucht.

Der Erregungszustand im Tastnerven entsteht dadurch, daß im Tastwärzchen durch den mechanischen Einfluß eine Molekularveränderung vor sich geht; nach der Stärke dieser Veränderung richtet sich unter übrigens gleichen Umständen auch die Stärke der Empfindung.

Die Art des äußeren Eindrucks bildet sich in der Tastempfindung deutlich ab (das Bewußtsein sagt uns den Unterschied des Harten und Weichen, des Glatten und Rauhen an), d. h. die Tastempfindung ist dem Inhalte nach bestimmt, dagegen ist ihre Betonung (die Angabe, ob der Eindruck angenehm oder unangenehm dunkel; dadurch unterscheidet sich die Tastempfindung von der ihr in vielen Beziehungen ähnlichen Körperempfindung.

Mit Recht zählt man daher die durch Ueberreiz der Tastnerven entstehenden Schmerzempfindungen zu den Körperempfindungen. Mit demselben Rechte dürften auch die Wärmeempfindungen, welche am häufigsten und am deutlichen durch die Tastnerven vermittelt werden, zu den Körperempfindungen gehören; besteht ja ihr Wesen zunächst darin, daß uns die Störung im eigenen Wärmezustande kund wird, so daß wir denselben Wärmereiz als Wärme oder Kälte angeben, je nachdem die tastende Hautfläche kälter oder wärmer ist.

Mit den Tastempfindungen nicht zu verwechseln sind die „Muskelempfindungen", d. h. Körperempfindungen, wodurch uns bewußt wird, daß ein Muskel thätig und wie stark er thätig ist; sie werden durch die in jedem Muskelgewebe zahlreich vertheilten Nervenfasern vermittelt. Die Muskelempfindungen begleiten häufig die Tastempfindungen und vervollständigen oft die aus Tastempfindungen gewonnenen Wahrnehmungen. So z. B. unterscheiden wir leichter zweierlei Gewichte, wenn wir die Hand, auf welche sie nacheinander gelegt wurden, bewegen.

Die Tastempfindung ist ein Zustand der Seele, es ist also in ihrem Inhalt der Ort, wo die Empfindung ihre äußere Veranlassung genommen, unmittelbar nicht angegeben. Es ist ein über die Empfindung hinausgehender psychischer Proceß, wenn die Tastempfindung, (wie überhaupt jede Empfindung) nach Außen versetzt wird. Daß ich einen Druck auf die große Zehe nicht blos empfinde, sondern auch weiß, daß derselbe eben die große Zehe betraf, — das kommt nicht unmittelbar in's Bewußtsein; es liegt aber in der Tastempfindung schon ein Anhaltspunkt dazu (Lokalzeichen), nämlich in dem Umstande, daß wegen der ungleichen Vertheilung der Tastwärzchen auf der Hautoberfläche die Empfindungen auch verschieden ausfallen müssen. Nicht unerheblich wirken auch die Muskelempfindungen bei der Lokalisirung der Tastempfindungen mit.

§ 9. Geruchsinn.

Geruchsempfindungen entstehen durch die dem Gehirne vom Riechnerven zugeleiteten Reize. Dieser im vorderen Theile des Gehirnes einmündende Nerv breitet seine Fasern in der Schleimhaut der Nasenhöhlen

aus. Seine besondere Empfindlichkeit bezieht sich nur auf gewisse Stoffe, denen das gemeinsame Merkmal zukommt, daß sie „flüchtig" sind.

Jedermann weiß, wie Kampher scheinbar verschwindet; kleine Theile lösen sich an der Oberfläche fortwährend ab und schweben dann vertheilt in der Luft; ähnlich ist es bei allen Riechstoffen.

Gelangen die Theilchen des Riechstoffes mit der Luft in die Nasenhöhle, so bleiben sie an der zu diesem Zwecke stets feuchten Nasenschleimhaut haften, durchdringen dieselbe (nach dem Gesetze der Endosmose) und reizen hiemit die Fasern des Riechnerven. Ob dieser Reiz zunächst mechanischer oder chemischer Art sei, ist zwar nicht sicher gestellt, das Letztere jedoch wahrscheinlich, weil sonst nicht gut erklärlich wäre, warum jede riechende Stoffverbindung ihren eigenthümlichen (specifischen) Geruch hat.

Daß viele Stoffe, deren Theilchen auch in der Luft schweben, keinen Geruch erzeugen, kann in zwei Umständen liegen; entweder sind die Theilchen zu groß, um in die Poren der Schleimhaut einzudringen, oder sie reagiren nicht in chemischer Beziehung. Solche Stoffe erzeugen in der Nasenhöhle häufig allgemeine (nicht specifische) Empfindungen, wie Prickeln, Jucken, Stechen u. dgl. welche Empfindungen nicht durch die Geruchsnerven, sondern durch die Tastnerven der Nasenhöhle vermittelt werden, daher mit den Riechempfindungen nicht verwechselt werden dürfen. So wirkt z. B. Ammoniak, Staub, Wasserdunst ꝛc.

Der Inhalt (Qualität) der Geruchsempfindungen hängt von der chemischen Verschiedenheit der Riechstoffe ab. Ob manche Gerüche untereinander in Einklang oder Widerstreit stehen, wie etwa verschiedene Farben und Töne, läßt sich wohl nicht feststellen. Die Benennung der verschiedenen Gerüche ist demgemäß von auffallenden Mustern hergenommen, so z. B. Moschus-, Rosen-, Vanille-, Nelken-Geruch, Geruch nach faulen Eiern, nach faulen Fischen ꝛc.

Die Stärke (Intensität) der Geruchsempfindung hängt ab von der Eigenthümlichkeit des Riechstoffes, von der Menge der eingedrungenen Theilchen und demzufolge von der Größe des betroffenen Fasergewebes, von der Dauer des Eindruckes und der zufälligen Empfindlichkeit der Riechnerven.

So riechen wir bei entzündlichen Zuständen der Schleimhaut (Schnupfen) sehr wenig. Der Chemiker, Apotheker ꝛc. riecht viel besser als andere; Uebung macht auch hier den Meister.

Die Stärke des Eindruckes kann durch Ueberreiz ebenso abstumpfend wirken, wie bei jedem Nerven überhaupt; daher empfinden wir nach lange dauernder Wirkung eines starken Geruches denselben zuletzt nicht mehr.

Die psychische Wichtigkeit der Geruchsempfindungen ist natürlich nicht groß, indem diese zur Erkenntniß der Dinge nur wenig beitragen. Wichtiger ist der Geruchssinn für das vegetative Leben insbesondere als „Wächter der Respirationsorgane"; was uns unangenehm riecht, das ist unserem körperlichen Organismus auch gewöhnlich schädlich.

§ 10. Geschmacksinn.

Aehnlich wie die Tastnerven enden die Geschmacksnerven in eigenen Wärzchen; diese liegen unter der Schleimhaut und zwar vorzüglich am hinteren Dritttheil des Zungenrückens, um den Zungenrand und theilweise auf dem Gaumen.

Geschmack geben nur solche Stoffe, welche im Speichel löslich sind, weil nur dann ihre kleinsten Theilchen durch die Schleimhaut dringen und den Nerven erregen können. Der Einfluß ist auch hier, wie beim Geruchsreiz chemischer Natur, daher auch gleiche Stoffverbindungen einen specifisch gleichen Geschmack erregen; ähnlich zusammengesetzte Stoffe haben zwar in der Regel einen ähnlichen Geschmack (z. B. die Zuckerarten süß, Säuren sauer), doch gilt dies nicht ausnahmslos; so schmeckt z. B. Arsenik (arsenige Säure) süß. Manche Salze schmecken „salzig" (z. B. Salpeter), manche dagegen süß (z. B. essigsaures Bleioxyd).

Die verschiedenen Qualitäten des Geschmackes: süß, sauer, bitter, salzig finden also keine allgemein entsprechenden Gründe in der chemischen Beschaffenheit der betreffenden Körper; der Geschmacksinn theilt anders ein, als die Chemie.

Mit Geschmacksempfindungen nicht zu verwechseln sind jene Empfindungen, welche auf die Schleimhaut der ganzen Mundhöhle gleichmäßig (also nicht ausschließlich auf die Geschmacksnerven) einwirken; dahin gehört das „Brennen" des Pfeffers, der Paprika. Manche Stoffe erzeugen solche Reize neben den Geschmacksreizen: so schmeckt z. B. der Salpeter „salzig-kühlend"; Vieles schmeckt „zusammenziehend-bitter". Viele Stoffe erzeugen gleichzeitig Geschmack und Geruch, man nennt sie aromatisch schmeckende und zählt darunter fälschlich auch solche, die eigentlich nur Geruch geben, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man durch Schließen der Nase den Luftzug durch dieselbe hindert.

Die Intensität der Geschmacksempfindung hängt von der Eigenthümlichkeit des schmeckenden Stoffes, von der Menge der gereizten Nervenfasern, von der momentanen und dauernden Empfindlichkeit der Nerven und von der Dauer der Einwirkung ab.

Was den letzten Punkt anbelangt, so ist es leicht begreiflich, warum die Empfindung mit der Dauer der Einwirkung allmählig stärker wird, weil nämlich die geschmackerregenden Stofftheilchen erst allmählig die Schleimhaut durchdringen. Derselbe Umstand erklärt auch den in den meisten Fällen stattfindenden Nachgeschmack. Ueberreiz stumpft auch die Geschmacksnerven ab.

Aehnlich wie der Geruchsinn hat auch der Geschmacksinn auf psychische Entwicklung wenig Einfluß; wichtiger ist auch er für das vegetative Leben, nämlich als „Wächter des Ernährungssystems". Die den Geschmack begleitenden Lust- und Unlustempfindungen zeigen nämlich mit ziemlicher Sicherheit an, was dem Organismus zuträglich und was ihm nachtheilig ist.

Geruch und Geschmack wurden gewöhnlich auch chemische Sinne genannt. Sie sind bei Thieren gewöhnlich besser entwickelt, als beim Menschen, und werden mit dem Tastsinn als niedere Sinne zusammengefaßt, während die auf die Entwickelung der Psyche wichtigen Einfluß nehmenden Sinne des Gehörs und Gesichtes mit Recht als höhere Sinne bezeichnet werden.

§ 11. Gehörsinn.

Die Ursache des Hörens besteht darin, daß gewisse Bewegungen der Körper durch elastische Mittel (am häufigsten Luft) bis zum Ohre und im Innern desselben bis zum Gehörsnerven fortgeleitet werden, welcher dann jene spezifische Empfindung vermittelt.

Unser Gehör ist überaus reich an unterscheidbaren Empfindungen, die sich im Allgemeinen wohl in zwei Gruppen scheiden lassen, nämlich: Geräusche und Klänge.

In der Betonung der Empfindung liegt schon ein Anhaltspunkt für diese Scheidung, indem der Klang mehr oder minder angenehm, das Geräusch jedoch in den meisten Fällen unangenehm oder gleichgiltig erscheint. Der äußere Eintheilungsgrund liegt darin, daß der Klang durch regelmäßige, den Pendelschwingungen ähnliche Bewegungen elastischer Stoffe, das Geräusch jedoch durch einfache Stöße (z. B. Knall) oder durch unregelmäßige Bewegungen bedingt ist.

Die Schallerscheinungen sind ihrem Wesen nach mannigfaltig zusammengesetzte Bewegungen; unser Gehörorgan aber hat eine so vollkommene Einrichtung, daß es für die Elemente dieser Bewegungen empfänglich ist und diesen entsprechend ebenso mannigfaltige Empfindungen in der Seele vermittelt. So bedingt die Schwingungsgeschwindigkeit jene Eigenthümlichkeit des Klanges, den wir als Tonhöhe zu unterscheiden im Stande sind. Die Schwingungsweite (dem Ausschlag eines Pendels vergleichbar) bedingt die Schallstärke.

Versetzt man einen elastischen Stahlstab, der an einem Ende festgeklemmt ist, in pendelartige Schwingungen, so kann man diese, wenn sie langsam stattfinden, wohl mit dem Auge verfolgen, vernimmt aber nichts mit dem Ohr; werden aber diese Schwingungen schneller (was man durch Verkürzung des schwingenden Stabtheils leicht erzielen kann) so werden die Gesichtsempfindungen unklar, dagegen vernimmt man jetzt einen Ton, der desto höher wird, je rascher die Schwingungen erfolgen. Einen deutlichen Ton vernimmt man erst, wenn mindestens 16 Schwingungen in der Sekunde stattfinden. Ist die Schwingungszahl sehr groß, so wird der Ton abermals undeutlich und verschwimmt allmählig zu einem schwachen Zischen, wenn die Zahl der Schwingungen in der Sekunde 24000 übersteigt.

Töne, denen Schwingungszahlen entsprechen, die mit einander in einfachen Verhältnissen stehen, zeigen eine gewisse Uebereinstimmung, so z. B. sind alle Töne, deren Schwingungszahlen im Verhältnisse 1 : 2 stehen, nur schwer von einander zu unterscheiden (Oktaven).

In den meisten Klängen lassen sich bei angestrengter Aufmerksamkeit Einzeltöne verschiedener Höhe unterscheiden; einer dieser Töne zeichnet sich durch seine Deutlichkeit vor den andern aus, und dieser ist es, welcher bei gewöhnlicher Aufmerksamkeit allein gehört wird; man nennt ihn den Hauptton und die anderen seine Obertöne. Die Obertöne treten gegen den Hauptton oft so sehr zurück, daß man sie nur durch Experimente nachweisen kann; sie machen sich aber in der Gesammtempfindung stets deutlich geltend und bestimmen die sogenannte Klangfarbe der Haupttöne.

Schlägt man z. B. eine Taste auf dem Klaviere an und spielt dieselbe Note auf der Violine, so sind zwar die beiden Klänge sich ähnlich wegen der Gleichheit der beiden Haupttöne, aber doch verschieden wegen der verschiedenen Verhältnisse in den Obertönen. Man spricht demgemäß von der verschiedenen Klangfarbe der musikalischen Instrumente, der menschlichen Stimmen &c.

Die Verhältnisse der Obertöne bedingen auch die Empfindungen der Consonanz und Dissonanz; erstere beruht auf dem Zusammenfallen gewisser Obertöne der einzelnen Klänge.

Demnach könnten wir nicht nur einfache und zusammengesetzte Geräusche, sondern auch einfache und zusammengesetzte Klänge unterscheiden; den einfachen Klang kann man dann passend Ton nennen.

Der zusammengesetzten Schallerscheinung entspricht aber in unserem Bewußtsein stets eine Empfindung; es ist dies durch den außerordentlich vollkommenen Bau des Gehörsorganes bedingt.

Die Schallwellen werden von der Ohrmuschel aufgefaßt, gelangen durch den Gehörsgang an das Trommelfell, welches durch dieselben in Schwingungen versetzt wird. Diese Schwingungen pflanzen sich im innern Ohre insbesondere durch mehrere Knöchelchen (Hammer, Ambos, Bein des Silvius, Steigbügel) fort bis zum ovalen Fenster des sogenannten Vorhofes; die Flüssigkeit, welche den Vorhof und die damit im Zusammenhang stehenden Höhlungen (Schnecke und Ampullen) füllt, übernimmt die Schwingungen und theilt sie den diese Höhlungen auskleidenden Fasern des Gehörsnerven mit, welcher alsdann die Empfindung in der Seele vermittelt.

Nach Helmholtz's Untersuchungen sind für die nicht musikalischen Töne und Geräusche die im Vorhofe und in den Ampullen ausgebreiteten Nervenfasern bestimmt, während die musikalischen Töne und Klänge durch die Corti'schen Fasern der Schnecke bestimmt aufgefaßt werden. Diese Fasern (bei 3000 an der Zahl) sollen verschieden sein und den verschiedenen Tönen derart entsprechen, daß sie durch diese auf ähnliche Weise in Mitschwingung gerathen, wie durch Resonanz eine Saite schwingt, wenn in ihrer Nähe ein ihrer Stimmung entsprechender Ton angeschlagen wird. Die Klangfarbe der Instrumente wäre demnach so zu erklären, daß die den Einzeltönen entsprechenden Corti'schen Fasern in Mitschwingung gerathen und ihren Erregungszustand gleichzeitig zum Gehirne leiten, die Seele also eine Gesammtempfindung erhalte.

Hiernach ist es auch erklärlich, warum der Gehörsnerv auf alle Reize mit Schallempfindungen reagirt; es ist ohngefähr ähnlich wie mit dem Klang eines Claviers, wenn man auf dessen Resonanzboden mit der Faust schlägt.

Die psychische Wichtigkeit des Gehörsinnes zu beleuchten ist wohl nichts geeigneter, als der Hinweis auf die menschliche Sprache.

§ 12. Gesichtssinn.

Sowie der Gehörsnerv durch Schallwellen, wird der Sehnerv durch Lichtwellen (Schwingungen des Aethers) erregt und reagirt in spezifischer Weise auf diese Schwingungen.

Die äußere Bedingung des Sehens sind die von jedem Punkte eines selbstleuchtenden oder beleuchteten Gegenstandes nach allen Richtungen geradlinig ausgehenden Lichtstrahlen. Diese gelangen durch die Pupille (Sehloch) in das Innere des Augapfels, pflanzen sich durch die wässerige Flüssigkeit, durch die Krystalllinse und durch die Glasflüssigkeit bis zur inneren Rückwand des Augapfels, und reizen die daselbst in Gestalt der Netzhaut ausgebreiteten Sehnervfasern, welche die entsprechende Empfindung vermitteln.

Die Schwingungsweite der Aethertheilchen bedingt die Lichtstärke; die Schwingungsdauer sowie die Wellenlänge die Farbe (analog wie beim Schall.

Unmittelbar nehmen wir durch den Gesichtssinn nur die Stärke des Lichtes (Helligkeit) und die Farbe wahr; die Ausdehnung, Gestalt, Lage, Größe, Entfernung, Ruhe und Bewegung der Gegenstände kommen nur mittelbar zur Wahrnehmung, indem wir dies nach der Art des auf der Netzhaut entstehenden Bildchens und nach den Bewegungen beurtheilen, welche das Auge und seine Theile vollführen, damit dieses Bildchen auf der Netzhaut klar erscheine. Es ist zu diesen Wahrnehmungen eine höhere Seelenthätigkeit erforderlich, als es die Empfindung ist.

Das Auge ist einer Camera obscura, jenem Apparate, womit der Photograph seine Aufnahmen bewerkstelligt, außerordentlich ähnlich. Sowie in dieser durch Brechung der Lichtstrahlen innerhalb der Linse ein umgekehrtes verkleinertes Bild auf der Rückwand des Kastens erzeugt wird, so im Auge auf der Netzhaut durch die Brechung der Lichtstrahlen beim Durchgang durch die Linse und die Flüssigkeiten des Augapfels. Und so wie der Photograph die Oeffnung der Camera nach dem Gegenstande richtet, den Kasten nach rechts und links, oben und unten, vorn und rückwärts rückt und endlich die Linse noch so lange verschiebt, bis er das Bild auf dem matten Glase der Rückwand vollkommen klar sieht; so kann das Auge mittelst der außen an demselben angebrachten Muskeln nach dem Gegenstande gerichtet und durch Veränderungen im Innern des Auges der Entfernung des Gegenstandes so angepaßt werden, bis ein deutliches Bild auf der empfindlichen Stelle (dem „gelben Fleck“) der Netzhaut entsteht.

Aus den durch diese Anpassung erzielten Muskelempfindungen, ferner aus den Empfindungen der einzelnen Netzhautstellen und aus der Lichtstärke schließen wir (unterstützt vom Tastsinne) auf Ausdehnung, Größe, Lage und Entfernung der Gegenstände, (wie wir im § 23 näher erörtern wollen).

Die Farbe wird auf ähnliche Weise zur Empfindung gebracht, wie beim Schall die Tonhöhe, indem die Netzhaut aus verschiedenen für die einzelnen Hauptfarben bestimmten Elementarorganen zusammengesetzt ist (wie Young und Helmholtz nachgewiesen haben).

Wie schon aus dem Obigen klar geworden, ist das Sehen dem Hören in vielen Beziehungen ähnlich, zunächst schon in Bezug auf die äußere Ursache. Schall und Licht sind Schwingungen; die Schwingungsweite bedingt dort die Schallstärke, hier den Grad der Helligkeit (Lichtstärke); die Schwingungszahl bedingt dort die Tonhöhe, hier die Farbe. Während aber die Nervenfasern im Ohre empfindlich sind für Schwingungszahlen, welche unter 40,000 für die Sekunde betragen, — sind die Nervenfasern des Auges auf Schwingungszahlen, welche 481 (roth) bis 764 (violett) Billionen in der Sekunde ausmachen, eingerichtet.

Beiderlei Empfindungen, Sehen und Hören, sind von den Empfindungen des Angenehmen und Unangenehmen begleitet, doch ist dies beim Hören in einem ungleich höheren Grade der Fall, als beim Sehen. Daher nennt man auch jede andere Empfindung, welche dieses Merkmal mit sich führt, betont.

Für den Aufbau unserer Erkenntniß ist das Auge viel wichtiger noch, als das Ohr ($^{9}/_{10}$ aller sinnlichen Wahrnehmungen fallen auf den Gesichtssinn).

Die zwei wichtigsten Vorstellungen, nämlich die von Zeit und Raum entwickeln sich an den Wahrnehmungen des Gehörs und Gesichtes; da wir aber Alles in Raum und Zeit versetzen, so ist die Wichtigkeit dieser beiden „höheren Sinne" augenscheinlich.

Die Thatsache, daß die Sinnesempfindungen die Quelle unserer gesammten Vorstellungen bilden, — da nichts in der Seele ist, was nicht durch die Pforten der Sinne eingetreten wäre, — sei für den Erzieher ein Wink, daß es zu seinen ersten Pflichten gehöre, auf Mittel und Wege bedacht zu sein, wie er einerseits die Entwickelung und Vervollkommenung der Sinnenthätigkeit beim Kinde fördern und andererseits verhindern solle, daß die Sinnesorgane durch ungeschickte Anwendung, u. dgl. Schaden leiden, weil in Folge dessen die Vollkommenheit der Empfindung und hiemit die erste Bedingung der psychischen Entwickelung gefährdet wird.

B. Vorstellungen und ihre Reproduction.

---

§ 13. Begriff der Vorstellung.

Wir haben (im § 3) bereits darauf hingewiesen, daß jede unserer Seele vollständig neue Empfindung zunächst unklar, unbewußt ist und erst durch öftere Wiederholung zu einer bewußten wird. Von jeder Empfindung bleibt gleichsam eine Spur zurück, welche immer stärker wird, je öfter dieselbe Empfindung sich wiederholt hat.

Dieser zurückgebliebene Eindruck wird allmählig so kräftig, daß er im Bewußtsein erscheinen kann, ohne daß die äußeren Bedingungen der Empfindung, nämlich der äußere Reiz und dessen Fortleitung durch die Nerven, vorausgegangen wären; ein solcher Vorgang in der Seele heißt Vorstellung.

So sind wir im Stande uns ein Dreieck vorzustellen, ohne daß wir es vor uns sehen; wir haben eine Vorstellung von der Stimme des Freundes, obgleich er seit Jahren weit entfernt ist.

Das Wort „Vorstellung" bezeichnet diese psychische Erscheinung sehr treffend, weil die Seele etwas in ihr Vorhandenes gleichsam vor sich stellt, selbstthätig ist; während sie bei der Empfindung etwas aufnimmt, was von außen vermittelt wird, also mehr passiv erscheint.

Wir können uns auch Vorstellungen machen von Gegenständen, die wir nie gesehen, getastet, -- kurz — von denen uns keine Empfindungen vermittelt wurden, so z. B. stellen wir uns einen Vulkan vor, wenn wir auch nie einen gesehen hatten. Wie solche Vorstellungen zu Stande kommen, ist Gegenstand späterer Erörterung; gleichwohl können wir jetzt schon die Behauptung aufstellen, daß die Vorstellungen nichts absolut Neues enthalten können; sie gründen sich doch nur auf Empfindungen, die wir einmal hatten.

Vorstellungen sind demnach Producte der Empfindungen; sie sind das, was von der Empfindung in der Seele zurückbleibt, nachdem der die Empfindung veranlassende Reiz zu wirken aufgehört hat.

Da jede vollendete, klar bewußte Empfindung zu einer Vorstellung führt, so kann man die Empfindung den Ursprung der Vorstellung nennen, und kann mit demselben Rechte auch die Empfindungen als ursprüngliche, sinnliche Vorstellungen bezeichnen, denen man dann die Vorstellungen im engeren Sinne als abgeleitete Vorstellungen entgegensetzt.

In den Vorstellungen liegt nichts, was nicht schon in den Empfindungen war, d. h. ihr Inhalt (Qualität) stimmt mit dem der

Empfindungen überein; wohl kann aber ihre Stärke (Intensität) eine andere sein, sie erscheinen gewöhnlich dunkler als die Empfindungen.

Die Vorstellungen unterscheiden sich daher von den Empfindungen erstens dadurch, daß die nächste Veranlassung zu ihrem Auftreten im Bewußtsein von äußeren Reizen unabhängig ist; zweitens dadurch, daß sie dunkler sind, als die Empfindungen.

Vergleicht man die Vorstellungen ihrem Inhalte nach mit einander, so sind sie entweder gleich oder ungleich; im letzten Falle entweder unvergleichbar oder vergleichbar.

Gleich sind Vorstellungen, die sich nicht durch ihren Inhalt, sondern nur durch ihre Stärke unterscheiden lassen; so z. B. die Vorstellungen des Klanges einer Stimmgabel, wenn ich sie schwach und wenn ich sie stark tönen lasse. Unvergleichbar (oder disparat) sind Vorstellungen, deren Inhalt so verschieden ist, daß er gar keine Vergleichung zuläßt; z. B. die Vorstellung irgend eines Tones mit der irgend einer Farbe. Vergleichbar (oder conträr) nennt man Vorstellungen deren Inhalt zum Theile gleich, zum Theile aber ungleich ist; z. B. die Vorstellungen der Töne C, D, E.

§ 14. Wechselwirkung zwischen den Vorstellungen.

Da jede bewußte Empfindung in der Seele eine Vorstellung zurückläßt, und da wir fort und fort Empfindungen haben, so muß unsere Seele eine große Menge von Vorstellungen enthalten. Da aber die Seele (wie in der Einleitung dargethan wurde) einfach ist, so ist es wohl leicht denkbar, daß die Vorstellungen mit einander in Wechselwirkung treten, einander verstärken oder verdunkeln und mit einander mehr oder minder verschmelzen müssen.

In der That beobachten wir, daß gewisse Vorstellungen, wenn sie im Bewußtsein wieder auftauchen, als ein Ganzes erscheinen, und daß manche Vorstellungen nur gewissen Vorstellungen im Bewußtsein folgen, an andern gleichsam einen Widerstand finden. Diese Beobachtungen führen zu folgenden Gesetzen der Wechselwirkung zwischen den einzelnen Vorstellungen:

1. Gleiche Vorstellungen vereinigen sich in eine einzige; z. B. Höre ich von fünf gleichgestimmten Violinen dieselbe Note spielen, so bekomme ich die Vorstellung von einem Ton (nicht von fünf Tönen); von dem süßen Geschmack des Zuckers habe ich eine einzige Vorstellung, ich mag ihn tausendmal gekostet haben.

2. Wenn mehrere unvergleichbare (disparate) Vorstellungen gleichzeitig in's Bewußtsein dringen, so verschmelzen sie zu einer Gesammtvorstellung, in wel-

cher der Inhalt und die Stärke der Einzelvorstellungen unberührt bleibt. Z. B. In der Vorstellung des Zuckers habe ich die einzelnen Vorstellungen der Gestalt, Farbe, Härte und des Geschmackes, ohne daß eine oder die andere dieser Einzelnvorstellungen beirrt würde.

3. Vergleichbare (conträre oder entgegengesetzte) Vorstellungen, welche gleichzeitig von der Seele aufgefaßt werden, hemmen einander, soweit sie Ungleiches enthalten, und verschmelzen, soweit sie Gleiches oder Vereinbares enthalten. Höre ich z. B. die drei Töne C, E, G gleichzeitig erklingen, so gelange ich zu einer Gesammtvorstellung (Accord), in welcher aber jede der drei Vorstellungen verändert erscheint.

Mit dem Worte Hemmung bezeichnet man die ganze oder theilweise Verdunkelung der Vorstellung, die Bindung ihres Effectes andern Vorstellungen gegenüber. Das beste Bild dieses Zustandes erhalten wir durch Betrachtung einer elastischen Uhrfeder, welche durch einen darauf ausgeübten Druck an der Ausdehnung gehindert wird. Die Elasticität der Feder wird keineswegs vernichtet, diese äußert fort und fort das Bestreben sich auszudehnen; andererseits kann auch der Druck seine Wirksamkeit nicht voll zur Geltung bringen, weil die Elasticität der Feder entgegenwirkt. So ist es mit der Hemmung zweier Vorstellungen; beide Vorstellungen werden am Klarwerden gehindert, aber keine wird gänzlich vernichtet, sie behalten ihr Bestreben in's Bewußtsein zu treten, und dieses Bestreben tritt auch zur Erscheinung, wenn der Gegenstand der Hemmung aufgehoben wird.

Eine Hemmung kann natürlich nur stattfinden, wenn ein Gegensatz da ist, und wächst auch mit der Stärke des Gegensatzes.

So werden wir z. B. gehindert, uns eine gewisse Melodie klar vorzustellen, wenn eine rauschende Musik eine andere Melodie uns zur Vorstellung bringt, — und dieses um so mehr, je verschiedener die beiden Melodien sind.

Die Verdunkelung, welche durch Hemmung veranlaßt wird, erfolgt nicht plötzlich, sondern allmählig; die entgegengesetzten Vorstellungen leisten einander Widerstand, die wechselseitige Verdunkelung nimmt nach und nach zu, bis nahezu Gleichgewicht eintritt. Die Erfahrung zeigt aber niemals einen vollkommenen Gleichgewichtspunkt der Vorstellungen, einen Zustand vollkommener Ruhe, sondern nur Annäherung zum Gleichgewichte, weil fortwährend neue Vorstellungen ins Bewußtsein treten, die den vorhandenen mehr oder minder entgegengesetzt sind, das Gleichgewicht also fortwährend stören. Mit Recht spricht man daher von einer Bewegung der Vorstellungen, vom Sinken und Steigen derselben.

§ 15. Reproduction der Vorstellungen.

Die Selbstbeobachtung lehrt, daß Vorstellungen, die schon im Bewußtsein waren, in demselben unter Umständen mit voller Klarheit wieder auftauchen können, seien sie durch andere Vorstellungen noch so sehr verdunkelt. Die Rückkehr der verdunkelten Vorstellung in das Bewußtsein heißt ihre Reproduction. Diese kann eine mittelbare oder unmittelbare sein.

Eine Vorstellung wird unmittelbar reproducirt, wenn sie durch eigene Kraft, lediglich durch das Wegfallen der darauf lastenden Hemmung im Bewußtsein wieder aufsteigt.

So kann z. B. die Vorstellung eines erlebten Unglücksfalles durch anhaltende Beschäftigung verdunkelt werden, reproducirt sich aber unmittelbar, sobald die Beschäftigung aufhört.

Mittelbar dagegen wird eine Vorstellung reproducirt, wenn sie in das Bewußtsein gezogen wird durch die Reproduction einer mit ihr verknüpften Vorstellung.

Die Vorstellung eines Lokales bringt mittelbar zur Reproduction die Vorstellungen der Personen, mit denen wir in demselben verkehrt hatten.

Jede Vorstellung, welche die Reproduction einer anderen veranlaßt, wird der letzteren Hilfe genannt.

Nach der Beziehung der Hilfe zur reproducirten Vorstellung unterscheidet man vier Specialgesetze der Reproduction:

1. Gesetz der Aehnlichkeit, 2. des Contrastes, 3. der Zusammengehörigkeit, 4. der Reihenfolge. Die gegenseitige Reproduction der Vorstellungen nach diesen Gesetzen hat man Ideenassociation (Vergesellschaftung genannt.

1. Gesetz der Aehnlichkeit: Vorstellungen, welche ganz oder theilweise gleichen Inhalt haben, reproduciren einander.

Indem die Vorstellungen ihre eigenen Gegensätze im Bewußtsein bekämpfen (hemmen), räumen sie auch hiemit die Gegensätze (Hemmung) der gleichen oder gleichartigen Vorstellungen weg, so daß sich diese nach Wegfall ihrer Hemmung in unmittelbarer Reproduction erheben können.

Sehe ich während einer eifrigen Beschäftigung nach der Uhr, so wird die dadurch gewonnene Vorstellung alsbald verdunkelt; habe ich aber nach Unterbrechung des Geschäftes zum zweiten Mal die Uhr besehen, so weiß ich nicht bloß, wie viel Uhr es jetzt ist, sondern auch wie viel es war, als ich das erste Mal nach der Uhr gesehen hatte.

2. Gesetz des Contrastes: Entgegengesetzte (conträre) Vorstellungen bieten einander Hilfe zur Reproduction, weil in ihnen Gleichheit und Entgegensetzlichkeit vermischt ist.

Das Gleiche der Vorstellung hilft die Hemmung der andern Vorstellung beheben, so daß der gleiche Theil der letzteren durch unmittelbare Reproduction steigt und zugleich das Entgegengesetzte zur mittelbaren Reproduction bringt.

Das Kind gedenkt bei jeder durch die Stiefmutter erlittenen Unbill der Liebe seiner verstorbenen Mutter.

2. Gesetz der Gleichzeitigkeit (Coexistenz): Vorstellungen welche gleichzeitig in's Bewußtsein traten, reproduciren einander und zwar durch mittelbare Reproduction, weil sie Theile einer Gesammtvorstellung sind.

Dringt ein Geruch aus der Küche zu unserer Nase, so steigt mit Lebhaftigkeit das Bild der betreffenden Speise, ja der ganzen Mahlzeit vor unsere Seele.

3. Gesetz der Reihenfolge (Succession): Vorstellungen wecken sich in derselben Reihenfolge, in welcher sie ursprünglich in das Bewußtsein kamen.

Dieses Gesetz ist nur eine Erweiterung des Gesetzes der Gleichzeitigkeit; denn wenn eine Vorstellung der andern unmittelbar folgt, so ist sie mit der letzteren für einen Moment noch gleichzeitig und verschmilzt daher mit dem noch nicht „gesunkenen" Reste derselben; wird nun die erste Vorstellung reproducirt, so folgt die mit ihr verschmolzene mittelbar.

Diese Betrachtung läßt sich auch auf eine mehrgliedrige Vorstellungsreihe ausdehnen. Setzen wir den Fall, es trete die dritte Vorstellung einer Reihe in's Bewußtsein, so trifft sie die ihr vorangegangenen zwei Vorstellungen zu einer Gesammtvorstellung verbunden, in welcher die zweite mit größerer Klarheit hervortritt als die erste, weil diese schon länger im Sinken begriffen ist; sie verschmilzt daher mit der zweiten enger als mit der ersten, weil diese als die dunklere weniger Anknüpfungspunkte bietet. In dem Momente, als die dritte Vorstellung nach ausgeübter Hemmung auf die vorangegangenen klar im Bewußtsein steht, tritt die vierte Vorstellung ein, verschmilzt mit den vorangegangenen und zwar mit der dritten am engsten, mit der ersten am wenigsten; ein ähnlicher Vorgang findet statt, wenn die fünfte, sechste Vorstellung eintritt u. s. w.

Bei der etwaigen Reproduction wiederholt sich genau derselbe Vorgang, wie er beim ursprünglichen Eintreten der Reihe stattgefunden hatte. Wird die erste Vorstellung reproducirt, so bietet sie Hilfen für alle Glieder der Reihe, aber weil sie mit der zweiten mehr verschmolzen ist, als mit der dritten, und mit dieser mehr als mit der vierten u. s. w., so müssen diese in derselben Reihenfolge reproducirt werden, als sie ursprünglich in's Bewußtsein traten.

Wird etwa das letzte Glied der Reihe reproducirt, so hebt es die ganze vorhergehende Reihe gleichzeitig in Reproduction, weil es mit

derselben zu einer Gesammtvorstellung verschmolzen ist; in dieser reproducirten Gesammtvorstellung wird aber das vorletzte Glied am klarsten sein, weil es mit dem letzten am meisten verknüpft war, die vorhergehenden aber erscheinen in fallender Klarheit.

Ein mittleres Glied der Reihe ist für die vorangehenden als Endglied, für die nachfolgenden als Anfangsglied anzusehen, es reproducirt also die vorangehenden Glieder gleichzeitig, die nachfolgenden aber reihenweise.

Nach diesem Gesetze reproduciren sich z. B. die Ereignisse einer Reise. — Ein vergessener Ausgabsposten stellt sich in der Reproduction ein, wenn man die einzelnen Ausgaben der Reihe nach aufzuzählen anfängt.

Der Verlauf der Reproduction kann in's Stocken gerathen, wenn durch Sinneswahrnehmungen oder durch Reproduction Vorstellungen in die Reihe sich einschieben, welche ursprünglich nicht hineingehörten.

Man bleibt z. B. in einer geordneten Rede stecken, wenn jemand eintritt; ebenso weicht man „von der Sache" ab, wenn Einem bei irgend einem Gliede etwas „einfällt", was nicht unmittelbar in die Rede gehört.

Kreuzen sich zwei Reihen, d. h. haben sie ein oder mehrere Glieder gleich, so kann die Reproduction von einer Reihe auf die andere überspringen, besonders dann, wenn die Vorstellung, welche den Kreuzungspunkt bildet, mit der nächsten Vorstellung der Nebenreihe inniger verknüpft ist.

So wird man bei der Aufzählung der deutschen Kaiser von Rudolf von Habsburg leicht auf Albrecht von Oesterreich überspringen, weil die Familienreihe der Habsburger störend einwirkt. — Ebenso geräth man aus einem Gedichte in ein anderes, wenn ein oder mehrere Wörter in beiden gleich sind.

Je öfter eine Reihe oder verknüpfte Vorstellungen überhaupt wiederholt wurden, desto leichter läuft ihre Reproduction ohne Unterbrechung ab („Man kann es wie das Vaterunser"); in einem solchen Falle kann sogar ein Vernunftgrund unzureichend sein, den gewohnten Ablauf der Reihe zu stören (Pedantismus).

Die Gesetze, welche bei der Reproduction der Vorstellungen befolgt werden, gelten auch theilweise für die Verknüpfungen der Vorstellungen mit Bewegungen, wodurch sich die unterschiedlichen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten und manche scheinbar unwillkührlichen Bewegungen erklären lassen. Haben sich nämlich gewisse Vorstellungen mit bestimmten Bewegungen und diese unter einander durch oftmalige Wiederholung vergesellschaftet, so reproduciren sie sich nach dem Gesetze der Reihenfolge. Da der Wille dabei wesentlich unterstützt wird, so kann die Bewegung unwillkührlich erscheinen; so hat der Clavierspieler seine Triller und Läufe „in den Fingern"; der Fingersatz stellt sich beim Notenlesen „unwillkührlich" ein.

Die Muskelempfindungen reproduciren auch die Vorstellungen und unterstützen mindestens die Reproduction dieser; man reproducirt z. B. leichter eine Melodie, wenn man sie zu pfeifen anfängt. Man lernt leichter auswendig, wenn man laut lernt.

Philosophie.

Schaller, Julius, **das Seelenleben des Menschen.** Weimar, 1860. H. Böhlau. 8 Fr.

Unter allen philosophischen Disziplinen wird gegenwärtig keine mit größerm Fleiße gepflegt, als die Psychologie, und zwar nicht bloß darum, weil ihr Objekt der Forschung am nächsten liegt, sondern auch, weil vom Gebiete der Physiologie aus, auf welchem mit großem Erfolge gearbeitet wird, die Forschungen mannigfach in das der Psychologie übergegriffen, ja dasselbe sogar für sich usurpirt und nicht selten förmlich verwüstet haben. Je eifriger Anatomie und Physiologie vorwärts schreiten, um so dringender wird die Aufgabe der Philosophie, die Seelenlehre nach allen Seiten hin zu festigen und auszubauen, um sich mit gutem wissenschaftlichem Gewissen gegen die überhandnehmenden mechanischen und atomistischen Naturanschauungen vertheidigen zu können. Dazu gibt es aber freilich keinen andern Weg, als wenn dem Materialismus die Einheit von Seele und Leib als unumstößliche Fundamentalwahrheit zugegeben, aber nicht, wie dieser will, die Seele als die höchste Stufe der Materie, sondern der Körper als die äußere Wirklichkeit der Seele erkannt wird. Nach den frühern Schriften unsers Philosophen ließ sich in diesem Sinne von Schaller eine gründliche, epochemachende Gesammtarbeit erwarten, und der vorliegende Band beweist, daß man dazu berechtigt war. Er ist eigentlich nur der erste Theil einer Psychologie. In ihm werden, nachdem in erschöpfender Vorbereitung der Begriff des Menschen spezifisch gewonnen ist, die Empfindung, das Selbstgefühl, das Individuum und die krankhaften Zustände der Seele entwickelt, also das gesammte S e e l e n l e b e n des Menschen, ein zweiter Theil wird den bewußten Geist, den denkenden freien Geist darstellen. Unsere spekulativen Philosophen haben (und zwar zuerst von Feuerbach) gelernt, auch für das nicht philosophisch gebildete Publikum, also in nicht streng philosophischer Form zu schreiben, immerhin aber für Leser, die im Stande sind, in anhaltender Selbstthätigkeit einer größern Gedankenreihe zu folgen. Sobald es sich hiebei nicht darum handelt, der Erörterung von fundamentalen Begriffen aus dem Wege zu gehen und die damit verbundenen Schwierigkeiten unmerklich zu umschiffen und unentwickelte Faktoren des Prozesses in petto zu behalten oder einfach vorauszusetzen, sondern die Untersuchung in allgemein verständlicher Sprache und in gemeinfaßlicher Dialektik zu pflegen, so ist eine solche Arbeit doppelt verdienstlich. Und in dieser Beziehung hat Schaller alles Wünschbare über Erwarten trefflich geleistet, indem seine Entwicklungen so einfach, umsichtig, klar und geschlossen sind, daß jeder Denkfähige ihnen ohne Ermüdung folgt. Wir dürfen dieses hervorragende Werk deßhalb nicht nur Lehrern der Psychologie, sondern auch den Lernenden aller gebildeten Stände warm empfehlen.

Möllhausen, Balduin, **Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerika's** bis zum Hochplateau von Neu-Mexiko, unternommen als Mitglied der im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten ausgesandten Colorado-Expedition. Mit 12 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Landschaften, Abbildungen von Indianer-Stämmen, Thier- und Pflanzenbildern in Farbendruck und 1 Karte. Eingeführt durch 2 Briefe Alex. v. Humboldt's. 2 Bde. Leipzig, 1861. H. Costenoble. 27 Fr. 20 Ct.

Das Flußsystem des Rio Colorado, welches östlich von Kalifornien und dessen großem Wüstenbecken liegt und dessen gesammelte Stromadern sich in den Golf von Kalifornien ergießen, war bis in die jüngste Zeit nur theilweise erforscht und große Strecken der von den Mohaves-Indianern bewohnten Länder noch fast gänzlich unbekannt. In dem Kriege der Union mit den Mormonen am großen Salzsee und überhaupt zur genauern Kenntniß von Neu-Mexiko war es vom größten Interesse, zuverlässige Kunde von diesen gebirgigen Landestheilen zu erhalten. Die Regierung der Vereinigten Staaten rüstete 1857 eine Expedition unter Leitung des Lieutenants Ives aus und der Verfasser vorliegenden Buches schloß sich derselben an. Das Werk selbst ist nun der Bericht über jene beinahe dreivierteljährige, an Abenteuern und Mühesalen überreiche Landreise, und schließt sich den besten Arbeiten dieser Art nicht nur würdig an, sondern übertrifft viele derselben in der lebendigen und anschaulichen Darstellungsweise um ein Bedeutendes. Der Verfasser, welchen der sel. Alexander v. Humboldt hochschätzte (wie aus einigen Briefen hervorgeht, welche der Nestor deutscher Wissenschaft unserm Reisenden in die Wildnisse Amerika's nachsandte), hat eine ungemein glückliche Mitte bei Ausarbeitung seiner höchst interessanten Materialien eingehalten, die dem Buche hoffentlich einen großen gebildeten Leserkreis schaffen wird. Während das Ganze unverkennbar auf guter naturwissenschaftlicher Basis sich bewegt, ist die Erzählungsform so einladend-gefällig und frei von jedem gesuchten Wesen, daß man sich schwer von der Lektüre des Buches trennt. Eine enorme Fülle von Anekdoten, Vorfällen und Abenteuern durchflicht den eigentlichen engeren Bericht und gibt dadurch dem Werke einen Reiz von Abwechslung und immer spannender Neuheit, der ungemein wohlthut. Dabei verfällt der Verfasser nicht in jene outrirte Darstellungsweise, die an vielen der neuern Reise- (Abenteuer-) Bücher mit Recht gerügt wird. Die meisten der in jüngerer Zeit dargebotenen Indianer-Münchhausiaden erscheinen fast wie eine moderne Façon der selig entschlafenen Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten, bei denen es auf die forcirteste Haarsträuberei abgesehen ist; und überdies sind viele derselben nur Paraphrasen irgend eines Normal-Abenteuers, das durch ein paar hineingeschobene neue Figuren oder durch einige abweichende Wendungen ruhig im warmen Zimmer zurechtgelogen und dann dem gutmüthigen Publikum als Erlebniß präsentirt wurde. — Von dieser Effekt-Affektation ist Möllhausens trefflich geschriebenes und luxuriös ausgestattetes Buch völlig frei; in frischem, einfachem Tone erzählt er den Verlauf der ganzen Expedition. Seine Schilderungen, welche er von den Felsenschluchten und der erhabenen Einöde des westlichen Colorado-Gebietes entwirft, sind gewaltig, seine eingestreuten landschaftlichen Bilder voll Leben und Wärme, die Charakteristiken der verschiedenen Volksstämme fein distinguirend und oft mit körnigem Humor gewürzt. Und unterbricht er sich in der Darlegung seines Tagebuches selbst, indem er uns Erinnerungen aus seiner frühern Reise durch die Rocky Mountains in Gesellschaft des Herzogs Paul von Württemberg erzählt, ...

§. 16. Hemmung und Förderung der Reproduction.

Die Reproduction der Vorstellungen kann, wie die Erfahrung lehrt, langsamer oder schneller von Statten gehen, je nach der Individualität des Vorstellenden, oder je nach verschiedenen zeitweilig obwaltenden Umständen.

Hemmung des Reproductionsverlaufes findet statt: 1. Wenn gleichzeitig lebhafte Sinnesreize an uns herantreten, insbesondere wenn die durch sie erzeugten Vorstellungen mit den Reproductionsvorstellungen conträr sind.

Wenn rauschende Musik spielt, wird man dabei schwer lernen, noch weniger wird man im Stande sein, eine mit der gehörten verschiedene Melodie zu reproduciren.

2. Während starker Gemüthsbewegungen, weil diese nur einen bestimmten, ihnen entsprechenden Vorstellungskreis mit Lebhaftigkeit festhalten.

3. Bei angestrengtem Denken und wenn der Wille in Wirksamkeit tritt, weil in beiden Fällen das Bewußtsein auf bestimmte Vorstellungen gerichtet ist, die eigene freie Bewegung der Vorstellungen daher gestört ist.

Der Denker vergißt auf das Essen, wenn auch die Uhr die gewöhnliche Speisestunde weist. Will man sich auf einen Namen erinnern, fällt er einem gerade nicht ein.

4. Wenn das Gehirn oder überhaupt das Nervensystem eine materielle Störung erleidet. In diesem Falle kann aber auch ein rascher Ablauf der Reproduction erfolgen.

So nimmt bei Berauschten der Vorstellungsfluß entweder ab oder zu. Bei überreiztem Gehirn, etwa nach angestrengtem Denken wirbeln häufig die Vorstellungen im raschesten Laufe durch einander. Nach manchen Gehirnkrankheiten schwindet das Gedächtniß.

Gefördert wird der Gang der Reproduction durch Umstände, welche den vorigen entgegengesetzt sind:

1. durch Fernhalten störender Sinnesreize;

daher das Schließen der Augen und Ohren, das Aufsuchen von einsamen und abgelegenen Orten beim Lernen.

2. Durch Ruhe des Gemüthes.

In gemüthlicher Unterhaltung fließt am raschesten der Strom der Erinnerung.

3. Denkt und urtheilt man gar nicht und hält den Willen fern, so bewegen sich die reproducirten Vorstellungen am freiesten.

Im Traume und in Momenten, wo wir nichts thun und denken wollen, so im „Dolce far niente“ oder wenn wir „den Gedanken Audienz geben.“ Wo ein verlegter Gegenstand ist, fällt am besten ein, wenn man den Gegenstand nicht mehr sucht.

4. Wenn das Nervensystem im vollkommen gesunden Zustande oder leicht angeregt ist, insbesondere durch mäßig erregte Blutcirkulation;

so z. B. nach einer mäßigen Bewegung in frischer Luft, nach einem regelrechten Austurnen, nach mäßigem Genuß von geistigen Getränken, Thee u. dgl.

§. 17. Gedächtniß.

Auf der Reproduction der Vorstellungen beruht jene psychische Erscheinung, die man Gedächtniß nennt. Nicht aber jede Reproduction ist schon Gedächtnißthätigkeit, sondern nur die unveränderte. Wenn wir daher vom Gedächtniß sprechen, so meinen wir damit die Fähigkeit, Vorstellungen so zu behalten, daß dieselben bei gegebener Veranlassung leicht und genau reproducirt werden.

Soll Jemandem ein gutes Gedächtniß zugeschrieben werden, so muß derselbe im Stande sein, vielerlei Vorstellungen ohne viel Mühe und Zeitaufwand derart aufzunehmen, daß sie ihm lange Zeit bleiben und stets bereit sind, treu und unverändert sich zu reproduciren.

Ein gutes Gedächtniß muß demnach folgende Merkmale haben:

1. Großen Umfang, 2. leichte Auffassung, 3. Dauerhaftigkeit, 4. Treue, 5. Dienstbarkeit.

Da die Reproduction inbesondere von dem Umstande abhängig ist, in welcher Weise eine Vorstellung an andere geknüpft ist, weil ihr diese Hilfen bieten, damit sie reproducirt werde, — so wird auch die Gedächtnißthätigkeit vorzüglich davon abhängen, in welcher Weise die Vorstellungen vergesellschaftet sind.

Die natürliche und ursprüngliche Thätigkeit des Gedächtnisses ist die sogenannte mechanische, in Folge der sich Vorstellungen reproduciren, weil sie mit einander oder nach einander eingeprägt wurden, wobei der Inhalt der Vorstellungen ganz ohne Einfluß bleibt. Werden Vorstellungen in das Bewußtsein gebracht, von denen man kein Verständniß hat, d. h. deren inneren Zusammenhang man nicht kennt, und sie werden treu reproducirt, so war es Sache des mechanischen Gedächtnisses.

Seine Vollkommenheit wird offenbar davon abhängen, je öfter dieselben Vorstellungen in demselben äußeren Zusammenhange sich wiederholt hatten. Das mechanische Gedächtniß hat wohl Treue und Dauerhaftigkeit, die Dienstbarkeit jedoch geht ihm gewöhnlich ab, weil es bei der geringsten Verstellung des Gedächtnißstoffes den Dienst versagt.

Mechanisch memorirt z. B. der Kirchendiener lateinische Gebetformeln, von denen er gar kein Verständniß hat; ebenso merkt das Kind das Ein mal eins.

Die Reproduction geht dann nach dem Gesetze der Reihenfolge; darum beantwortet das Kind z. B. die Frage: Wie viel ist 5 mal 7 nicht alsogleich, sondern geht auf das erste Glied der Reihe und spricht für sich 5 mal 5 ist 25, 5 mal 6 ist 30 und dann erst antwortet es 5 mal 7 ist 35. Fragt man: Wie viel ist 7 mal 5, so bleibt es die Antwort ganz schuldig, wenn es den innern Zusammenhang nicht kennt also rein mechanisch memorirt hat.

Es ist aber Thatsache, daß das Verstehen als Einsicht in den inneren Zusammenhang des Gedächtnißstoffes das Memoriren sehr erleichtert, weil die Verknüpfung der Vorstellungen nach ihrem Inhalte eine innigere ist, als die nach ihrem äußeren Zusammenhange. Das Merken der Vorstellungen, weil sie ihrem Inhalte nach verknüpft sind, wird das verständige (judiciöse) Gedächtniß genannt; es ist viel vollkommener als das mechanische, kann aber erst zur Anwendung kommen, wenn der Verstand entwickelt ist.

Denkfaule Knaben wenden sehr lange bloß das mechanische Gedächtniß an und verlieren viel Zeit, bis ihnen das Gelernte bleibt, während denkende rascher zum Ziele kommen, weil sie auf den Sinn (inneren Zusammenhang) Rücksicht nehmen.

Nicht überall läßt sich das judiciöse Gedächtniß anwenden, weil häufig eine innere Verknüpfung nicht herzustellen ist; in solchem Falle hilft das sogenannte ingeniöse Gedächtniß aus, indem man auf Umwegen eine Verknüpfung erreicht, dadurch, daß man zwischen den unähnlichen Dingen doch Aehnlichkeiten auffindet, wozu eben Witz (ingenium) nöthig ist.

Um z. B. zu merken, daß im Lateinischen mens Verstand bedeutet, müßte man vom mechanischen Memoriren Gebrauch machend oft wiederholen: mens-Verstand, und hätte es erst einigermaßen sicher, wenn man auch umgekehrt Verstand-mens einüben möchte; leichter kommt man zum Ziel, wenn man die witzige Verbindung herstellt durch das Wort Mensch, nämlich der Mensch hat Verstand, mens ist im Menschen. Mittelst ingeniösen Gedächtnisses merkt man sich historische Zahlen, indem man künstlich zu verknüpfen sucht, z. B. 333 v. Chr. Alexander der Große, 333 nach Chr. Constantin der Große u. s. w.

Soll die künstliche Verknüpfung ihren Zweck erfüllen, nämlich Hilfe bieten bei der Reproduction, so darf der Umweg nicht zu groß sein, weil sonst gerade deshalb eine Abirrung veranlaßt wird. Gewisse Vorstellungen lassen sich eben durchaus nicht verbinden; in diesem Falle muß bei der Reproduction nur die Coexistenz und die Succession der Vorstellungen unterstützen, es muß alsdann das mechanische Gedächtniß in Wirksamkeit treten.

Fremdartige Dinge schreibt man sich auf und merkt sie schon deshalb viel besser, weil man während des Schreibens die Vorstellung öfters wiederholt. Das Gesehene merkt man besser, als das Gehörte, weil das Auge bei jeder Auffassung über das Objekt öfters hin und her geht.

Daß ein gutes Gedächtniß erworben und nicht angeboren ist, wird wohl nicht anzuzweifeln sein; hat ja doch das gute Gedächtniß seinen Grund erstens in der Vollkommenheit der Auffassung, welche in erster Linie wieder vom Interesse, von der Aufmerksamkeit abhängt; zweitens in der öfteren Wiederholung und in der

Verknüpfung jeder Vorstellung mit möglichst viel gleichartigen, was offenbar durch Fleiß und Uebung zu erreichen ist. Demnach ist man auch nicht berechtigt zu sagen: Ich habe kein musikalisches, kein Personen-, kein Sprachen-Gedächtniß u. s. w. Wer fleißig Musik betreibt, bei dem findet jede musikalische Vorstellung bei ihrem Eintritt in's Bewußsein einen Vorrath von gleichartigen Vorstellungen, daher viele Verknüpfungspunkte und demnach viele Hilfen zur Reproducton. Wozu man sich ein Gedächtniß wünscht, dazu bekommt man es auch. Angeboren sind also keine besonderen Fähigkeiten, sondern eben nur jene, die überhaupt das psychische Leben bedingen, und gesunde Organe, die eine allseitige Thätigkeit ermöglichen. Ein Kurzsichtiger z. B. wird natürlicherweise ein schlechtes Gedächtniß für Gesichtsvorstellungen zeigen, so wie ein Schwerhöriger für Gehörsvorstellungen.

Eine über die Gedächtnißthätigkeit hinausgehende Erscheinung ist die Erinnerung; sie schließt nämlich stets den Gedanken ein, daß die durch das Gedächtniß reproducirte Vorstellung ein von uns früher Wahrgenommenes sei, und kann deshalb auch willkührlich, nämlich eine Besinnung oder Entsinnung sein, in welchem Falle wir das Reproducirte zu vervollständigen trachten, bis es der ursprünglichen Wahrnehmung vollkommen entspricht. Gesellt sich zu der Erinnerung das ausdrückliche Urtheil, daß die gegenwärtige Vorstellung mit der früher gehabten vollkommen übereinstimme, so wird die Erinnerung zur Wiedererkennung.

Das Gegentheil der Gedächtnißthätigkeit ist das Vergessen. Es besteht in dem Unvermögen, eine gehabte Vorstellung zu reproduciren; dieses Unvermögen beruht auf dem Mangel oder auf der geringen Stärke von Reproductionshilfen, ist daher nur zeitlich. Absolutes Vergessen gibt es nicht, weil immer die Möglichkeit vorhanden ist, daß sich Vorstellungen, die wir für vollständig vergessen hielten, reproduciren, wenn nur die hinreichenden Hilfen erscheinen. Auffallende Belege hiefür liefern die Reproductionen im Traume, in Krankheiten, am Sterbebette u. s. w. Das Vergessen kann gewissermaßen auch willkührlich sein, wenn man sich nämlich Mühe gibt, gewisse Vorstellungen durch andere zu verdunkeln; hieher gehört das Reisen und die „Luftveränderung" nach erlebten Unglücksfällen u. dgl.

§ 18. Einbildungskraft.

Zusammengesetzte Vorstellungen werden selten vollkommen treu reproducirt; es fallen entweder einzelne Theile wegen der darauf lastenden Hemmung aus, oder es werden durch mittelbare und unmittelbare Reproduction geweckte Einzelvorstellungen eingeschaltet, welche in die ursprüngliche Gesammtvorstellung nicht hineingehören. Auf diese Weise verändert reproducirte Vorstellungen nennt man eingebildete und den Grund dieser Erscheinung Einbildungskraft oder Phantasie.

Die Phantasiethätigkeit erstreckt sich natürlicherweise nur auf Vorstellungsgebilde; eine einfache Vorstellung kann nicht verändert reproducirt werden; die Phantasie vermag nicht einen neuen Ton, eine neue Farbe, einen neuen Geschmack

zu schaffen, sie kann nur aus einfachen Vorstellungen neue Gebilde zum Vorschein bringen, sie ist nicht schöpferisch, sondern nur bildnerisch; ihr Werk ist nur bedingt originell (d. h. ursprünglich).

Die Einbildungskraft äußert sich darin, daß sie die ursprünglichen Vergesellschaftungen und Reihen von Vorstellungen abändert und zwar durch Auslassung (Abstraction), Hinzufügung (Determination) und Zusammensetzung (Combination); man unterscheidet demnach dreierlei Thätigkeiten derselben; die abstrahirende, determinirende und combinirende.

Durch die abstrahirende Phantasie entstehen in uns die sogenannten Gemeinbilder, z. B. „Baum", „Thier", „Pflanze", „Mensch" u. s. w. Haben wir z. B. die Vorstellungen von fünf verschiedenen Bäumen, etwa Birke, Buche, Eiche, Tanne Weide, so werden einige Theile dieser fünf Einzelvorstellungen als gleichartig verschmolzen, andere weil ungleichartig sich hemmen; durch die Einbildungskraft kommt nun eine Allgemeinvorstellung („Baum") zu Stande, in welcher nur die verschmolzenen gleichartigen Theile (Vorstellungen von Wurzel, Stamm und Krone) hervortreten, die sich hemmenden Eigenthümlichkeiten (Blatt-, Blüthen-, Fruchtform) in Hintergrund gedrängt erscheinen; diese eingebildete Allgemeinvorstellung wird das Gemeinbild vom Baume überhaupt sein. — Die Thätigkeit der Phantasie arbeitet, wie wir später sehen werden, dem Denken vor.

Durch determinirende Einbildungskraft stellen wir uns z. B. den Freund mit mehr guten Eigenschaften vor, als er ihrer wirklich besitzt.

Die combinirende Phantasie macht sich geltend in dem Werke des Dichters, des Malers, des Künstlers überhaupt, der einem Vorstellungsgebilde Ausdruck giebt, das sich aus Theilen zusammensetzt, welche in Wirklichkeit nirgends zusammen waren. So combinirt der Dichter, indem er seinem Helden alle möglichen Vorzüge einbildet; so combinirt der Componist aus einzelnen Accorden seine Symphonie; so der Maler, wenn er aus körperlichen Vorzügen des Menschen eine Engelsgestalt zusammensetzt und ihr Flügel anfügt.

Aus diesen wenigen Andeutungen schon ist klar, welche Wichtigkeit die Phantasie hat. Ohne Phantasie würde unser Leben in jene traurige Abhängigkeit von der Wirklichkeit versinken, die wir bei Thieren mehr oder weniger ausgeprägt finden. Die Phantasie erweitert unsern Gesichtskreis über das Gebiet des Wirklichen hinaus in das Reich des Möglichen. Soll sie aber nicht auf Irrwege gerathen, muß sie vom Verstand, vom Denken geleitet sein.

§. 19. Schlaf und Traum.

Ungebunden zeigt sich die Thätigkeit der Einbildungskraft im Traume, jenem geheimnißvollen Zustande, welcher in der Mitte steht zwischen Wachen und Schlafen.

So lange das Bewußtsein in voller Wirksamkeit steht, leben und wachen wir; schwindet das Bewußtsein, so sind wir entweder todt oder ohnmächtig, oder wir schlafen. Der Schlaf ist also „ein Bruder des Todes", er unterscheidet sich aber wesentlich von diesem und von der Ohnmacht dadurch, daß während desselben die vegetativen Thätigkeiten des körperlichen Organismus (Athmen, Blutumlauf u. s. w.) keine wesentlichen Störungen erleiden. Giebt also das Bewußtsein seine

Wirksamkeit auf, ohne daß gleichzeitig die Lebensthätigkeit gestört wird, so verfallen wir in Schlaf. Diesen Zustand können wir oft dadurch herbeiführen, daß wir das Bewußtsein selbst fallen lassen (so in Momenten der Langweile), — wir können ihn aber auch bis zu einer gewissen Grenze fernhalten, wenn wir unser Bewußtsein gewaltsam festhalten (so bei gespannter Aufmerksamkeit d. h. bei concentrirtem Bewußtsein); unwillkührlich und unvermeidlich aber stellt sich der Schlaf zu gewissen Zeiten ein, — das Bewußtsein versagt den Dienst.

Die physische Ursache des periodischen Schlafes mag wohl darin liegen, daß jener Theil des Gehirnes, welcher bei der Wechselwirkung zwischen Nervensystem und Seele dem Bewußtsein zunächst dienstbar ist, in zeitweilige Ruhe tritt, um seine Wiederherstellung nach unausgesetzter Arbeit zu erlangen. Jede andauernde Thätigkeit eines Körperorganes hat eine Ermattung, Erschlaffung desselben im Gefolge und dies kann sich derart steigern, daß das betreffende Organ endlich den Dienst versagt. So muß endlich anstrengendes Sehen, Denken ebenso gut unterbrochen werden, wie das anstrengende Holzspalten. Die Ursache hiervon ist nicht schwer einzusehen, nachdem bereits nachgewiesen ist, daß jede Thätigkeit eines jeglichen Organes von chemischen Processen begleitet erscheint und Stoffverbrauch an betreffenden Orten zur Folge hat. Thatsache ist es, daß das Blut zu jedem angestrengten Körperorgane lebhafter zuströmt, um da den Stoffwechsel zu vermitteln; und leicht denkbar ist es, daß das Organ ruhen muß, wenn der Stoffaustausch ungestört vor sich gehen soll. So ruhen abwechselnd alle unsere Organe; selbst die stets thätigen Athmungs- und Blutumlaufsorgane haben ihre regelmäßigen Pausen.

Daß die psychischen Vorgänge mit Thätigkeiten körperlicher Organe im Zusammenhange stehen, ist erwiesen; es weiß dies übrigens Jeder aus seiner Erfahrung, daß auch psychische Thätigkeit eine Abmattung in den betreffenden Organen zur Folge hat und eine Erholung nöthig macht. *Eine* psychische Thätigkeit aber begleitet nicht blos alle seelischen Vorgänge, sondern auch alle willkührlichen Thätigkeiten des Körpers unausgesetzt, so lange wir wach sind, es ist dies das *Bewußtsein*. Sollte das Organ, welches zunächst die Empfindungen der Seele vermittelt und die Willensäußerungen auf die motorischen Nerven überträgt, keine Ruhe bedürfen, um sich stofflich zu erholen? Ohne Zweifel! Wenn aber dieses Organ seinen Dienst versagt, so muß eben jener Zustand eintreten, den wir Schlaf nennen.

Die physiologischen Erscheinungen, welche sich vor und in dem Schlafe einstellen, ergeben sich als Folgen dieses Zustandes. Ruht das die willkührlichen Bewegungen vermittelnde Organ, so müssen alle Muskeln erschlaffen, die Gliedmassen versagen den Dienst, der Kopf sinkt, Muskeln, die den ganzen Tag über thätig waren, kommen zur Ruhe. Daß deshalb das Blut weniger Ursache hat, durch den Körper zu eilen, indem so viele Organe ruhen, versteht sich von selbst. Kreist aber das Blut langsamer durch den Körper, so kommt es auch seltener zur Lunge, darum reducirt sich die Athmung im Verhältnisse 20 : 15; hiemit kommt also sogar die vom Willen unabhängige Thätigkeit zu einer relativen Ruhe; Blutumlauf, Verdauung und Athmung nehmen einen langsameren Schritt an. Mit der Abnahme der Athmung hängt aber die Abkühlung des Blutes zusammen; darum fröstelt es uns und dieses Frösteln zeigt sich zuerst empfunden im Rückenmark, weil dieses mit den Kreislaufsorganen im nächsten Zusammenhange steht.

Während des eigentlichen (tiefen) Schlafes empfinden wir nicht und haben auch keine Vorstellungen, weil beides nur im Bewußtsein stattfindet; so finden wir nie einen Traum vor, wenn wir aus tiefem Schlafe plötzlich geweckt werden.

Drängen sich stärkere Reize an das Bewußtsein, so wird dieses gezwungen, seine Wirsamkeit wieder aufzunehmen; auf schwächere Reize antwortet es nur mit halber Thätigkeit, — wir träumen. Wie im wachen Zustande, wenn die Aufmerksamkeit nicht angespannt ist, — so waltet auch nun die mechanische Reproduction vor, und da die unterschiedlichen Hilfen ungestört ihre Wirksamkeit entfalten, kommt nun die veränderte Reproduction, die Einbildungskraft zur vollen Geltung und bringt so auffallende Erscheinungen zu Stande. — Diese halbe Wirksamkeit des Bewußtseins sammt ihren Folgen muß natürlch, weil der Uebergang zwischen Wachen und Schlafen in der Regel ein allmähliger ist, vor und nach dem eigentlichen Schlafe statthaben.

Die Bestandtheile, aus denen die gewöhnlichen Träume sich zusammensetzen, entstammen im Wesentlichen zweierlei Ursachen:

1. Den auf die sensiblen Nerven wirkenden Reizen, welche entweder von Außen, oder von inneren Zuständen des Körpers herrühren. Diese wecken als Hilfen unterschiedliche Vorstellungen, an die sich durch mittelbare oder unmittelbare Reproductionen die buntesten Gebilde anreihen, weil der Verlauf der Reproduction keinerlei Störung erfährt. So werden z. B. einzelne Töne, auch das Ticken einer Uhr zu einer Melodie, das Krachen eines Tisches zu Kanonendonner, der Druck auf einzelne Nervenstämme zu Fesseln, Alpdrücken u. dgl.

2. Lebhafte Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen, die wir vor dem Schlafe hatten, werden, da sie aller Hemmung entledigt sind, wieder herrschend und veranlassen unterschiedliche Phantasiegebilde, die oft wegen der Lebhaftigkeit der geweckten Vorstellungen wunderbare Erscheinungen geben. So werden z. B. mathematische und philosophische Probleme im Traume fortgesetzt und nicht selten gelöst; der Leidende findet Trost, der Hungernde sein Mahl. Die herrschende Stimmung gibt überhaupt dem Traume seine Färbung.

Zu den eigentlichen Träumen gehören auch gewisse phantastische Erscheinungen, bei denen wir zu wachen glauben; sie sind meistens dadurch zu erklären, daß uns ein kurz andauernder Halbschlaf befällt und einen Traum mit sich führt. — Von den eigentlichen Träumen wenig verschieden sind die sogenannten Träume des wachen Lebens.

§ 20. Localisiren und Projiciren der Empfindungen.

Obwohl die Empfindung ein Zustand der Seele ist, beziehen wir dieselbe doch auf Orte, welche außerhalb der Seele liegen. So versetzen wir den Klang in das Ohr und beziehen ihn auf die klingende Saite, obgleich die Empfindung des Klanges nichts in sich enthält, was unmittelbar auf das Ohr und die Saite hinweisen sollte.

Daß dieser Hinweis nach Außen in der Empfindung ursprünglich nicht gelegen ist, beweist z. B. die Thatsache, daß das Kind die Empfindung anfänglich nicht nach Außen versetzt; wird es etwa operirt, so braucht man ihm die Hände nicht zu halten, — es greift sicherlich nicht nach der Stelle, an der es geschnitten wird, weil es nicht bestimmen kann, wo der Ursprung des gefühlten Schmerzes ist.

Erst allmählig lernen wir die Empfindungen an jenen Ort versetzen, wo der Nervenreiz beginnt; dann erst meinen wir mit dem

Auge die Gesichtsempfindung, mit dem Ohre die Gehörsempfindung u. s. w. aufzufassen, d. h. wir localisiren die Empfindung. Eben so kommen wir nach und nach erst dazu, den nächsten Anlaß der Empfindung in die Außendinge zu versetzen (zu projiciren), indem wir das Licht, den Schall u. s. w. den äußeren Gegenständen zusprechen.

Es liegt in diesen Seelenerscheinungen eine Art primitiver Schlußfolgerung, zu der die Gründe vorzüglich in dem Umstande liegen, daß ein und derselbe Gegenstand mehrerlei Sinnesempfindungen weckt, welche nothwendig mit einander verschmelzen und auf einander hinweisen müssen.

Insbesondere sind es die aus der Bewegung der Sinneswerkzeuge resultirenden Muskelempfindungen, welche vereint mit der Fähigkeit der Reproduction das Localisiren und Projiciren der Empfindungen herbeiführen.

Das Localisiren der Empfindungen fängt schon beim Kinde an und entwickelt sich gleichzeitig mit jenem Seelenprocesse, durch welchen das Kind zur Unterscheidung seines eigenen Leibes (als des Sitzes aller Empfindungen) von andern Dingen gelangt. Zu dieser Unterscheidung erhält das Kind in seinen Empfindungen vielfache Anhaltspunkte. Es hat Gelegenheit zu bemerken, daß unter den Objecten, welche Empfindungen in ihm wecken, einige (nämlich die Theile seines Körpers) immer in seiner Nähe bleiben, während andere wechseln; es fühlt, daß die Berührung jener Objecte stets eine Empfindung zur Folge habe; es hört und fühlt sich gleichzeitig schreien; es sieht und fühlt sich gleichzeitig bewegen; es merkt einen Unterschied, wenn es mit der tastenden Hand einen fremden Körper und seinen eigenen berührt Es macht allmählich die Erfahrung, daß es in den Empfindungen eine Aenderung bewirken könne, daß z. B. die Empfindung aufhört, wenn die tastende Hand sich zurückzieht, wenn das Auge sich schließt u. s. w. Kommt nun noch die freithätige Bewegung dazu, welcher sich das Kind aus den Muskelempfindungen bewußt wird, und bemerkt es nun immer deutlicher, daß bei allem äußeren Wechsel die Empfindungen bei ihm bleiben, — so muß endlich die Vorstellung des eigenen Leibes als des Sitzes dieser Empfindungen aufdämmern, diese aber zugleich dorthin versetzt werden, wo sich ihr Ursprung äußerlich kundgibt.

Eben so zahlreiche Anlässe bekommt schon das Kind zum Projiciren der Empfindungen. Es macht sich ihm frühzeitig schon kenntlich, daß die Geschmacksreize, die Tastreize, die Gesichts- und Gehörsreize innig verknüpft sind mit äußeren Dingen. Nach dem Gesetze der Reproduction muß nun auch die Vorstellung der Lampe mit der Lichtempfindung, die Vorstellung der Glocke mit der Klang-

empfindung u. s. f. ein Ganzes bilden, also das Licht der Lampe, der Klang der Glocke u. s. f. zugesprochen werden. Ueberhaupt ist das Localisiren sowohl, wie das Projiciren der Empfindungen nur eine nothwendige Folge der Reproduction. Wir gewöhnen uns an beides immer mehr und mehr, so daß wir endlich diesbezüglichen Täuschungen ausgesetzt sind. So z. B. glaubt der Amputirte den Schmerz im Beine zu spüren, wenn auch längst das Bein fehlt; wer in die untergehende Sonne geschaut, versetzt blaugrüne Sonnen an jeden beliebigen Ort des Himmelsgewölbes; so wähnen wir mit der Kante des Zahnes, mit der Spitze des Haares zu empfinden, mit dem Ende des Stabes den Boden zu betasten u. s. w.

Dort aber, wohin unsere Sinne nicht reichen, — im Inneren unseres Leibes, dort wird die Empfindung gar nicht oder nur unvollkommen localisirt, so wie in dem unseren Sinnen nur unvollkommen zugänglichen Weltraume falsch projicirt wird (Himmelsgewölbe).

§ 21. Wahrnehmung und Anschauung.

Die Empfindung mit Bezug auf das äußere durch sie zu unserem Bewußtsein gelangende Object wird Wahrnehmung genannt. Die Wahrnehmung bezieht sich auf etwas Wahrgenommenes als ihren eigentlichen Gegenstand, mag dieser ein Ding, eine Eigenschaft oder eine Erscheinung sein. Während bei Körperempfindungen die Wahrnehmung auf den eigenen Leib beschränkt ist, tritt sie bei den Sinnesempfindungen auf die Außendinge über. Farben, Klänge, Gerüche und Geschmäcke, Härte, Gewicht und Wärme sind Eigenthümlichkeiten in dem Verhalten der Außendinge, deren wir mittelst der Empfindung inne werden, und die wir nun als Eigenschaften auf die Außendinge übertragen. Die Wahrnehmung ist also nichts anders, als eine nach Außen projicirte Empfindung.

Zwar wird von uns jede einzelne Empfindung nach Außen versetzt und auf ein Object bezogen; insofern erhalten wir ein bestimmtes Bild von irgend einer Eigenschaft eines Dinges (z. B. seiner Farbe, Schwere); aber keine allein gibt uns die Vorstellung eines Dinges; diese bekommen wir erst durch Verknüpfung der mehreren Empfindungen. Daß dabei die Gesichtsempfindungen vor allen anderen sich hervordrängen, gleichsam den Anknüpfungspunkt für die übrigen Sinnesempfindungen abgeben, resultirt aus ihrer Allgemeinheit und Vollkommenheit. Das Gesicht trägt unter allen Sinnen in die weiteste Ferne, es faßt die größte Menge von Einzelheiten am schnellsten und deutlichsten auf. Daher bildet die Gesichtsvorstellung für jede Verknüpfung gleichsam den Stamm und Kern, um welchen die andern

Sinnesempfindungen sich gruppiren. Das Gesichtsbild erscheint in Folge der Raumvorstellung als ein Räumliches, ein Raumding; die andern mit ihm verknüpften Vorstellungen bleiben gleichsam an ihm haften, erscheinen als dessen Eigenschaften; — wir stellen uns sonach äußere Dinge mit mehreren Merkmalen vor.

Die sämmtlichen Empfindungen, die wir von einem Dinge vermittelt erhielten, zu einem Ganzen verknüpft, geben die Anschauung eines Dinges. Man sieht die Gestalt, die Farbe des Zuckers, fühlt seine Härte und Schwere und empfindet seinen Geschmack; diese einzelnen Empfindungen verbinden sich wegen ihres stets unzertrennlichen Vorkommens im Bewußtsein zu einer Anschauung von einem Stück Zucker. Die Anschauung ist daher keine unmittelbar gegebene Vorstellung, sondern sie setzt Empfindungen, Reproductionen und die Unterscheidung der Raumdinge voraus.

Die Wahrnehmung ist das sinnliche Auffassen des Einzelnen; die Anschauung die Zusammenfassung des mannigfach Empfundenen zu einem Ganzen. Die auf dem Wege der verschiedenen Sinne gewonnenen, auf dasselbe Außending sich beziehenden Wahrnehmungen treten in unserem Bewußtsein zu einer Gesammtvorstellung zusammen, in welcher die Gesichtswahrnehmung gewöhnlich den Mittelpunkt bildet; diese Gesammtvorstellung nennen wir Anschauung.

Die Verknüpfung der verschiedenen Sinnesempfindungen zu einer Anschauung ist kein bewußter oder willkürlicher Akt der Seele, sondern nur ein Erfolg ihrer eigenen Einheit. Mit der Anschauung aber schließt das Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung und Vorstellung ab; ja sie steht schon an der Schwelle zu den durch das Denken zu Stande kommenden Vorstellungsgebilden.

§ 22. Vorstellung der Zeit.

Alles, was wir durch die Sinne wahrnehmen, versetzen wir in Raum und Zeit, stellen wir uns als Zeitliches oder Räumliches vor.

Nun ist aber weder Zeit (das Nacheinander), noch Raum (das Nebeneinander) etwas, was sich durch die Sinne unmittelbar wahrnehmen ließe. Wie kommen wir also zu den Vorstellungen von Zeit und Raum?

Fragen wir zunächst nach der Zeit, — so beruht diese auf dem Wechsel der Erscheinungen. Von diesem Wechsel erhalten wir zwar nicht unmittelbar, aber doch mittelbar eine Vorstellung und zwar mit Hilfe der Reproduction, weil uns diese in Stand setzt, Vorstellungen zu vergleichen.

Alles Zeitliche weckt in uns Empfindungen, die unaufhaltsam fließen, eine fortlaufende Reihe bilden, in welcher jedes Glied nur einmal erscheint, daher in der Vorstellung eine feste unverrückbare Stellung zwischen den anderen einnimmt und demgemäß auch behält, wenn dieselbe Reihe in genaue Reproduction tritt. Erinnert mich z. B. etwas an den gestrigen Tag, so stellen sich die Ereignisse dieses Tages in einer bestimmten Reihenfolge vor mein Gedächtniß, ein jedes Glied hat seine bestimmte feste Stelle zwischen den andern, das eine ist früher, das andere später. Werde ich mir nun der Form, in welcher diese Glieder verknüpft sind, bewußt, so habe ich die Vorstellung des Nacheinander, d. h. der Zeit.

Die Zeitreihe hat nur einen Anfang und ein Ende und läßt sich nicht umkehren, ohne eine Zerstörung ihres Wesens zu erfahren. (Eine Melodie läßt sich nicht zurücksingen, — ein Tag nicht umkehren, so daß der Abend vor den Mittag und dieser vor den Morgen gedacht würde).

Fasse ich mehrere Zeitreihen in der Reproduction zusammen, z. B. die Ereignisse einer Woche, so erhalten auch die einzelnen Zeitreihen eine unverrückbare Stellung gegen einander; an das letzte Ereigniß des Montags reiht sich das erste Ereigniß des Dienstags, an das Endglied des Dienstags das Anfangsglied des Mittwochs u. s. w. Aus den einzelnen Reihen stellt sich gleichsam eine gerade Linie zusammen. Und denke ich andere Ereignisse dazu, so fallen sie mir immer wieder an irgend einen Ort dieser Geraden. Es giebt nicht verschiedene Zeiten, sondern nur Eine Zeit.

Wird in einer so gebildeten Zeitreihe irgend ein Glied reproducirt, so bildet der Inbegriff der vorangehenden Glieder die Vergangenheit, die folgenden, — die Zukunft, das Glied, in dem beide zusammenfallen, die Gegenwart. Daß diese Begriffe nur relativ sind, versteht sich von selbst. Die Zukunft (im absoluten Sinne) kann man nicht vorstellen; das, was wir als Zukunft vorstellen, ist durch Einbildungskraft aus der Vergangenheit combinirt.

Faßt man mehrere gleich große Zeitreihen zu einer Allgemeinvorstellung zusammen (denkt z. B. an diesen und jenen Monat gleichzeitig), so werden die verschiedenen Inhalte dieser Reihen durch Hemmung sich verdunkeln, dagegen die gleichen Größen der Zeitreihen sich verstärkend verschmelzen, — und man erhält auf diese Art ein Gemeinbild der Zeitstrecke („Monat"), — der leeren Zeit.

Werden alle möglichen leeren Zeitstrecken in Verknüpfung vorgestellt, so hemmen auch sie sich im Inhalt; ihr Inhalt aber ist nur Länge. Dadurch kommt eine neue Allgemeinvorstellung zu Stande, in welcher wegen Hemmung auch die Größe dieser Zeitlinie verdunkelt erscheint; der Anfang und das Ende erscheinen in's Dunkle gerückt; es ist dies die Vorstellung der ewigen Zeit, der Ewigkeit.

Die objective Messung der Zeit geschieht durch Zählung gleicher und regelmäßig wiederkehrender Bewegungen z. B. der Pendelschwingungen, der Umläufe des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne u. s. w.

Subjectiv messen wir die Zeit nach dem Verlauf unserer Vorstellungen. Da dieser sehr unregelmäßig ist, können natürlich die Resultate der subjectiven Messung mit denen der objectiven nicht übereinstimmen. Ferner stimmt unsere Abschätzung der Zeit mit der objectiven auch deshalb nicht überein, weil wir die Zeitgröße darnach beurtheilen, wie oft der Maßstab an dieselbe angelegt wurde. So erscheint uns eine reich ausgefüllte Vergangenheit länger, als die wirkliche Zeit; eine mit gleichgiltigen (deshalb nicht vollständig reproducirten) Vorstellungen ausgestattete dagegen kürzer. Entgegengesetzt fällt die Abschätzung aus, wenn sie sich auf die Gegenwart bezieht. So erscheint uns die reich ausgefüllte Gegenwart kürzer, die schütter ausgefüllte länger, als die dabei verfließende Zeit. Habe ich nämlich viele lebhafte Vorstellungen, so wird die Vorstellung der dabei verlaufenden Zeit gehemmt, — ich komme gar nicht dazu, die Zeit zu messen, bin daher überrascht, wenn ich die Wahrnehmung der objectiven Zeit mit meiner letztgehabten Zeitvorstellung vergleiche. (Würde ich durch Reproduction der Vorstellungen das Messen vornehmen, so brächte ich gewiß eine längere Zeitstrecke heraus). Im anderen Falle, wenn ich mich nämlich langweile, messe ich zu oft die laufende Zeit und bringe daher eine längere Zeitstrecke heraus; — die Zeit erscheint mir eben desto länger, je öfter ich meinen Maßstab an dieselbe anlege.

§ 23. Vorstellung des Raumes.

Alle Außendinge stellen sich uns in räumlichen Verhältnissen dar, und die Bestimmung dieser Verhältnisse hängt nicht von unserer Willkür ab, sie kommt den Gegenständen selbst zu; denn es steht nicht bei uns, das Nahe als entfernt, das Große als klein, oder umgekehrt anzusehen.

So wie aber in der einzelnen Empfindung nichts ist, was Zeit bedeutet, — so sind auch die räumlichen Beziehungen mit den einzelnen sinnlichen Empfindungen nicht gegeben, sondern sie liegen in deren Zusammenfassung. Um zur Vorstellung des Räumlichen zu gelangen, ist daher die Fähigkeit, Vorstellungen zu reproduciren, ebenso unerläßlich, wie zur Entwickelung der Zeitvorstellung.

Die erste Grundlage dafür, daß wir die räumlichen Verhältnisse uns in Vorstellung bringen, wird geschaffen durch die eigenthümliche Auffassungsweise unseres Tast- und Gesichtssinnes. Die Hand tastet nämlich gleichzeitig schon ein Nebeneinander, das Auge erhält ein aus mehreren Objekten zusammengesetztes Bild. Diese räumlich angeordneten Reize werden aber wegen der ungleichen Empfindlichkeit der Körperhaut- und Netzhautstellen ungleich aufgefaßt, woraus ein Trieb zur Bewegung des betreffenden Organes resultirt. (Das Auge des Kindes wendet sich unwillkürlich nach jener Seite, wo ein Licht aufblitzt, — seine Hand tastet weiter, sobald sie an einen Gegenstand anstieß).

Die aus der Bewegung der Sinneswerkzeuge vermittelten Muskelempfindungen vergesellschaften sich mit den Sinnesempfindungen und schieben die letzteren gleichsam in der Vorstellung auseinander und enthalten zugleich die nähere Bestimmung dieses Nebeneinander.

Die ersten Vorstellungen über die räumliche Ausdehnung vermittelt wohl die tastende Hand, die beim Kinde instinktmäßig fort und fort beschäftigt ist, gleichsam festzustellen, daß das Gesehene außerhalb liege und wo es liege. Das Auge tastet nur der Hand nach und lernt an der Hand das Räumlichsehen.

Blindgeborne, die operirt wurden, glaubten, daß die Gegenstände ihre Augen berührten; dieselbe Empfindung mag auch das Kind in der ersten Zeit haben, denn es schrickt vor allen lebhaft beleuchteten Gegenständen zurück und schließt dabei gewöhnlich die Augen. „Durch Tasten erst hält man sich die Körper vom Leibe“.

Später wohl bringt es das Auge in der Auffassung des Räumlichen weiter, als die unbehilfliche und langsame Hand; es reicht viel weiter und faßt rascher auf, kann sich aber bei allem Neuen der Controle der Hand nicht entschlagen. (Der ungläubige Thomas muß die Finger in die Wunde legen, bevor er glaubt, daß das Gesehene räumlich sei.) Die übrigen Sinne (Gehör, Geruch) helfen wenngleich beschränkt mit, über die Lage des Räumlichen Aufschluß zu geben. Aus der Zusammenfassung der Gesichtsempfindungen und der dieselben begleitenden Muskelempfindungen baut sich uns das Räumliche auf.

Nach langer Uebung ist das Auge endlich im Stande auch ruhend die räumliche Lage zu erschließen aus der Verschiedenheit der Empfindungen an den verschiedenen Netzhautstellen. Tast- und Bewegungsempfindungen konstruiren dem Blinden langsam den Gegenstand aus seinen Theilen, während der Sehende mit der Schnelle des Augenblickes das Ganze in sich aufnimmt.

Unser Auge ist bekanntlich nur dann im Stande ein Object mit Klarheit wahrzunehmen, wenn dessen Bild auf das Centrum der Netzhaut fällt; die benachbarten Punkte des Sehfeldes spiegeln sich auf den seitlichen Theilen der Netzhaut, jedoch mit geringerer Deutlichkeit ab. Soll sich die klare Auffassung ihnen zuwenden, so muß das Auge so gedreht werden, daß ihnen nach einander die Stelle des deutlichsten Sehens auf der Netzhaut unterschoben wird. Wenn sich nun die Augenachse hin- und herbewegt, so verbinden sich mit den Muskelempfindungen, welche den verschiedenen Drehungen des Augapfels im Sinne des Rechts und Links, Oben und Unten entsprechen, die Vorstellungen bestimmter Distanzen, Richtungen und Lagen im Gesichtsfelde.

Da jedoch das Sehfeld des Auges eine Fläche ist, ohne alle Vertiefung, so würde das Auge, wenn es auf sich allein beschränkt wäre, wahrscheinlich nicht im Stande sein, die Ausdehnung der Objecte in die Tiefe wahrzunehmen; es würde uns Alles nur oberflächlich ausgedehnt erscheinen, wie man es an operirten Blindgeborenen thatsächlich erfahren hatte. Sobald aber durch den Tastsinn die Vorstellung der Tiefendimension des Räumlichen geweckt worden ist, beginnt man auch auf die Unterschiede zu achten, durch welche sich im Sehen ungleiche Entfernung der Raumpunkte nach der Tiefe ankündigt. Zu solchen Kennzeichen gehören erstlich die Muskelempfindungen bei der Accomodation des Auges für die Ferne, dann die

nach der Entfernung der Objecte abnehmende Helligkeit derselben, und die von der Entfernung der Gegenstände abhängige Größe des Bildchens auf der Netzhaut. Nicht unerheblich trägt auch das Sehen mit beiden Augen dazu bei, daß uns das Gesehene räumlich ausgedehnt erscheint.

Diese Merkzeichen für die Tiefendimension des Gesichtsfeldes verlieren ihre Wirksamkeit, wenn die Objecte allzuweit entfernt sind; so sehen wir die Sonne, den Mond scheibenförmig. In solchen Fällen versetzen wir die Gegenstände, der Gewohnheit folgend, noch immer in die Tiefe des Raumes, aber in gleiche Entfernungen vom Auge (daher die Erscheinung des Himmelsgewölbes mit der Sonne, dem Monde und den Sternen).

Das Einfachsehen mit beiden Augen ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß jedes Object an ganz analogen Stellen in beiden Augen abgespiegelt erscheint und alle Umstände sich gleich bleiben, nach welchen wir das Gesehene auf einen bestimmten Punkt im Raume versetzen.

Das Aufrechtsehen der Gegenstände (trotz des umgekehrten Bildchens auf der Netzhaut) hat schon im obigen seine Erklärung gefunden. Wenn ich mein Auge nach Oben richten muß, um einen oben gelegenen Punkt des Gegenstandes deutlich zu sehen, werde ich aus der Muskelempfindung ein richtiges Urtheil über die Lage dieses Punktes gegen die andern haben, wenn er auch in dem Netzhautbildchen unten liegt.

Die Glieder des Räumlichen zeigen Stillstand, sind nicht wie das Zeitliche im steten Fließen begriffen, stellen sich daher zur wiederholten Auffassung dar. Während die Zeitreihe ihres unaufhaltsamen Flusses wegen die Auffassung in einer Richtung nur zuläßt, gestattet das Räumliche eine Auffassung in verschiedener Ordnung. In der That nehmen unsere Sinne (das Auge, die tastende Hand) das räumlich Angeordnete erst deutlich wahr, nachdem sie das Object hin und her gleichsam durchstreift hatten. Die Reproduction der Raumreihen (die nebenbei bemerkt, auch genauer ausfallen muß, als die des Zeitlichen, weil man beim einmaligen Sehen und Tasten eigentlich mehrmals rasch hintereinander gesehen und getastet hatte,) kann daher in verschiedener Richtung ablaufen. Jedes Glied der Raumreihe kann demnach zum Anfangsglied werden, wodurch sich die Vorstellung des Stillstandes der einzelnen Glieder auch in der Reproduction deutlich aufdrängt.

Die herrschende Verknüpfungsform in einer Raumreihe unterscheidet sich demnach sehr deutlich von der in einer Zeitreihe, das Räumliche stellt sich daher auffallend anders in Reproduction, als das Zeitliche. Reproducirt sich irgend ein mittleres Glied einer Zeitreihe, so werden wohl die vorangehenden Glieder auch mittelbar reproducirt, aber nur als Gesammtvorstellung; gliedweise zerlegt sich nur nach und nach das Nachfolgende. Wird dagegen irgend ein mittleres Glied des Räumlichverknüpften reproducirt, so stellen sich die nächsten Glieder, gleichviel nach welcher Richtung sie stehen, gliedweise zur Reproduction ein. Die Ursache liegt eben in der ursprünglichen Auffassung. Darum stellt sich uns häufig das Räumliche wie ein Zeitliches vor, wenn es diesem ähnlich aufgefaßt worden ist. Hat z. B. Jemand mit dem Dampfwagen eine Strecke in einer Richtung bloß durchgemacht, so erscheint ihm das Panorama dieser Bahnstrecke in der Rückerinnerung wie eine Zeitreihe; erst wenn er dieselbe Linie in umgekehrter Richtung, noch besser, wenn er sie öfters hin und her befahren hatte, erhält er eine deutliche Vorstellung der Räumlichkeit.

Wird mit Hilfe der Einbildungskraft von dem Inhalte der räumlich verknüpften Vorstellungen abgesehen, so daß nur die Form der Verbindung bleibt, so entsteht das Gemeinbild der Linie, Fläche und des Raumes überhaupt. In der Vorstellung des Raumes erscheinen uns, sobald wir von der Ausfüllung absehen, die Dimensionen ohne Begrenzung fortlaufend, — wir erhalten auf diese Weise durch Einbildungskraft die Vorstellung von der Unendlichkeit des Raumes.

Zum subjectiven Messen des Raumes gilt uns zunächst als Maßstab die Größe der Muskelanstrengung. Je mehr dieser letzteren das Kind bedarf, sich in den Besitz eines Gegenstandes zu setzen, desto weiter entfernt schätzt es ihn; und je mehr Muskelkraft in Verwendung kommt, bis man einen Körper abgetastet hat, desto größer erscheint dieser. Auch wird die beim Durchmessen des Räumlichen verbrauchte Zeit als Maßstab gebraucht; deshalb erscheint uns der zu Fuß und langsam zurückgelegte Weg länger, als der rasch im Wagen zurückgelegte; daher auch ein bei der Nacht durchgemachter Wegraum länger scheint, als derselbe bei Tage wahrgenommen wird, indem uns im letztern Falle wegen der im Sehen gefundenen Unterhaltung die Zeit rascher abfließt.

Wenn wir mit dem Auge die Raumgrößen abschätzen, so haben wir ebenfalls an der Muskelempfindung bei dem Einstellen des Auges auf verschiedene Punkte des Räumlichen einen Maßstab; damit hängt zusammen die Schätzung nach der Größe des Netzhautbildchens (Gesichtswinkel). Auch dient nach gemachten Erfahrungen die Stärke der Beleuchtung als Maßstab. Darauf beruht die Wirkung eines Gemäldes, auf welchem der Hintergrund mit kleineren und lichtschwachen Gestalten dargestellt ist. Dem Kinde erscheinen ferne Gegenstände wegen des kleinen Gesichtswinkels klein, später lernt es die Gegenstände, trotzdem ihr Gesichtswinkel klein ist, für größere anschauen, wenn es von ihrer großen Entfernung überzeugt ist. Wird aber diese letztere falsch beurtheilt, so treten Täuschungen ein; so z. B. erscheinen bei stark durchsichtiger Luft die Gegenstände (wegen ihrer Helligkeit) näher, daher hält man sie für kleiner, — dagegen im Nebel entfernter und größer.

Für die Beurtheilung der Entfernung ist ferner die Menge der Gegenstände von Belang, die sich zwischen dem Auge und dem beurtheilten Objecte befinden; sie dienen nämlich dem Auge als Maßstab. Ein Kirchthurm auf einer leeren Ebene erscheint näher, als ein gleicher Kirchthurm, wenn zwischen ihm und uns viele Gegenstände liegen, weil wir an diesen den Raum messen, während im ersten Falle jeder Haltpunkt zum Anlegen eines Maßstabes fehlt. Aus demselben Grunde erscheint uns ein Mann auf der Straße in seiner wahren Größe, weil wir die große Entfernung richtig abschätzen und daher trotz kleinen Gesichtswinkels auf seine wirkliche Größe schließen; dagegen derselbe Mann in derselben Entfernung auf einem Thurme stehend klein erscheint, weil in der Sehlinie keine Gegenstände liegen, die Entfernung daher für kleiner beurtheilt wird. Dahin gehört auch die Täuschung, in Folge welcher uns der aufgehende Mond größer scheint, als der hochstehende.

Uebrigens gilt für das subjective Messen des Räumlichen derselbe Erfahrungssatz wie für das Messen der Zeit: Je öfter wir einen Maßstab anlegen, desto größer erscheint uns der Raum.

§ 24. Sinnestäuschung.

Die Sinnestäuschung beruht auf der Verwechslung reproducirter Vorstellungen mit Sinneswahrnehmungen und kann auf zweierlei Art entstehen Es werden entweder wirklich gegebene Empfindungen falsch ausgelegt und im Sinne herrschender Vorstellungen umgebildet; oder es erhalten bloße Vorstellungen wegen ihrer außerordentlich lebhaften Reproduction ganz den Charakter von Empfindungen. Die ersten pflegt man als Sinnestrug (Illusion) von den letzteren, welche man Sinnesvorspiegelung (Hallucination) nennt, zu scheiden, obgleich sich diese Scheidung für alle Sinnesgebiete nicht durchführen läßt.

Illusionen sind es z. B. wenn man das Sausen des Windes für das Heulen von Ungeheuern hält, einen Baumstumpf für einen Räuber ansieht, den Schatten irgend eines Gegenstandes im Mondschein zu einer Gespenstererscheinung ausmalt. Dahin gehört auch der unvermeidliche Sinnestrug, in Folge dessen uns eine Allee an ihrem entfernten Ende schmäler, ein fernes Haus kleiner, der aufgehende Mond größer erscheint, rc.

Hallucinationen sind es, wenn der Mörder sein Opfer überall vor sich sieht, wenn die Tochter ihre verstorbene Mutter neben sich stehend glaubt und deren kalte Hand auf der Stirn verspürt, oder wenn der Halbwache den Alp auf seiner Brust fühlt

Die Ursachen zu Sinnestäuschungen liegen theils außer, theils in uns und sind im letzteren Falle theils psychischer, theils physischer Natur. Psychisch sind die Veranlassungen zu den meisten Hallucinationen; lebhafte Vorstellungen werden nämlich nach Außen projicirt. So konnte Hobbes Nachts nicht ohne Licht im Zimmer bleiben, weil er sonst Gespenster um sich sah. Doch scheinen selbst in solchen Fällen, wo die Hallucination in einer reproducirten Vorstellung ihren Ursprung nimmt, die Sinne in Mitthätigkeit zu treten. Wenn man bei geschlossenem Auge ein in möglichst grellen Farben bestehendes Phantasiebild längere Zeit festhält und dann das Auge öffnend gegen eine weiße Wand sieht, so kann man auf dieser kurze Zeit hindurch das Phantasiebild in den Ergänzungsfarben sehen. Dies erklärt uns, warum manche Hallucinanten sich der Sinnesvorspieglung nicht erwehren können, selbst wenn sie von dem Wesen derselben überzeugt sind. So soll der gelehrte Herzog von Ollivarez aus Angst vor einer solchen Erscheinung, die ihn Tag und Nacht verfolgte, gestorben sein, obwohl er sich durch Versuch überzeugt hatte, daß dieselbe eine Sinnesvorspiegelung sei. Wahnsinnige und Fieberkranke sieht man oft Handlungen vornehmen, die beweisen, daß sie ihre lebhaften Phantasievorstellungen durchaus mit wirklichen Wahrnehmungen verwechseln.

Hallucinationen können dauernd werden und heißen in diesem Falle fixe Ideen. So haben häufig Kranke die fixe Idee, Schlan-

gen, Frösche u. dgl. im Leibe zu empfinden. In den meisten Fällen ist eine durch die Krankheit erzeugte Körperempfindung die Ursache. Hat die fixe Idee nur im Vorstellungsleben ihren Grund, so ist sie allerdings durch Vorstellungen, durch Ueberzeugung heilbar; meist jedoch liegt ein Körperleiden zu Grunde.

Wie in einem sonst gesunden Gehirn Hallucinationen zu Stande kommen können, mag das gegenwärtig so verbreitete Treiben der sogenannten Spiriten lehren. Diese bilden sich nämlich ein, daß ihnen die Geister allerlei Auskünfte in die Feder diktiren, ja ihnen sogar beim Niederschreiben dieser Mittheilungen die Hand führen. Wie diese Selbsttäuschung zu Stande komme, kann man sich leicht erklären, wenn man die dabei stattfindenden Umstände beachtet. Das „Medium“ (so heißt der Spirit, der die Fähigkeit besitzt, Mittheilungen von den Geistern zu erhalten) bereitet sich durch eine längere Zeit andauernder Vertiefung vor, wobei natürlich die Phantasie so stark als möglich erregt wird; und nun hat er nach den Regeln den Arm frei in der Luft zu halten und nur mit der Bleistiftspitze das Papier, auf welchem die Frage geschrieben steht, zu berühren, und zu warten, bis der gläubig angerufene Geist seine Hand lenkt. Unter solchen Umständen, in einer solchen Seelenverfassung kann es natürlich nicht fehlen, daß die Bleistiftspitze auf dem Papier hin und her zu fahren anfängt, wodurch das Medium noch mehr erregt wird und nun seine eigenen Vorstellungen zu Papier bringt, ohne sie selbst als die seinigen zu erkennen, weil es sie bei halbem Bewußtsein nur niedergeschrieben hatte.

C. Von der Intelligenz.

---

§ 25. Das Denken.

Alles Denken entwickelt sich aus der Reproduction der Vorstellungen, ist aber mit dieser keineswegs identisch. Am Kinde beobachtet man im zartesten Alter schon die Reproduction, gleichwohl sagen wir mit Recht, es denke nicht. In der reinen Reproduction, wie sie beim nichtdenkenden Kinde abläuft, folgen die Vorstellungen so auf einander, wie sie zufällig und äußerlich verknüpft erscheinen; der Inhalt der Vorstellungen nimmt noch auf ihre Verknüpfung keinen Einfluß. Erst wenn dies in Erscheinung tritt, daß nämlich die Vorstellungen, wie sie dem Inhalte, ihrem Wesen nach zusammengehören, in Verknüpfung treten, setzen wir ein Denken voraus. In der That liegt die erste Grundlage zur psychischen Thätigkeit des Denkens darin, daß die Vorstellungen in ihrem Verlaufe einer gewissen inneren Gesetzmäßigkeit Folge leisten, vermöge deren sie sich nach der Verwandtschaft ihrer bestimmenden Merkmale an einander reihen. In diesem an den Vorstellungen sich vollziehenden Prozesse liegt das *Werden* des Denkens; geworden aber, — entwickelt ist es erst dann, wenn die Verknüpfung der Vorstellungen mit Rücksicht auf Wahrheit und Giltigkeit mit Bewußtsein von der Seele vollzogen wird.

Das *Merkmal des Denkens ist also die mit Bewußtsein vollzogene Verknüpfung der Vorstellungen nach Maßgabe ihres Inhaltes.*

Das Pferd, welches über eine Brücke zu gehen sich sträubt, weil es einmal auf einer Brücke den Fuß sich verrenkt hatte, beweist, daß es nicht denkt, indem es die Vorstellungen „Loch" und „Brücke", welche einmal zufällig verknüpft waren, für wesentlich zusammengehörig ansieht.

Allerdings können auch bei Nichtdenkenden zuweilen Vorstellungen verknüpft erscheinen, welche ihrem Wesen nach zusammengehören, und wir beobachten diese Thatsache selbst bei Thieren; doch ist die Verknüpfung dann stets nachweislich eine zufällige, *unbewußte.*

Sollen wir Vorstellungen verbinden, welche wesentlich zusammengehören, müssen wir vor Allem dieselben unterscheiden; in der richtigen Unterscheidung liegt aber das Wesen des *Urtheils.* Im Urtheilen zeigt sich also das Denken, daher sagt man auch: Wer urtheilt der denkt.

Nun besteht aber das Urtheil aus einer Verknüpfung von zwei zusammengehörigen Begriffen (z. B. der Löwe ist ein Thier), setzt also Begriffe voraus. Ferner sind die meisten Urtheile aus andern abgeleitet (so z. B. mußten dem obigen Urtheile vorausgehen: Der Löwe bewegt sich, der Löwe empfindet; — und diese Urtheile selbst sind wieder aus andern abgeleitet). Die Ableitung eines Urtheiles aus andern ist aber das Wesen des Schlusses. Alles Denken beruht also auf Bildung der Begriffe, Urtheile und Schlüsse.

§ 26. Das Begriffebilden.

Die Begriffsbildung reiht sich unmittelbar an die Vorstellungsbildung an und geht allmählich aus ihr hervor. Zunächst bildet sich aus einer größeren Summe einzelner gleicher Vorstellungen durch Reproduction eine Allgemeinvorstellung oder Gemeinbild. Unsere Allgemeinvorstellungen modificiren sich im Laufe der Erfahrung, und es entwickeln sich aus ihnen nach und nach psychische Begriffe. Haben wir z. B. die Vorstellungen unterschiedlicher Linden gewonnen, so verschmelzen diese zu einem allgemeinen Bilde von Linde überhaupt, in welchem das allen Linden zukommende Gleichartige, weil es immer wiederkehrte, sich wechselseitig verstärkt und mit besonderer Klarheit auftaucht, während das Verschiedene der Einzelnvorstellungen sich wechselseitig hemmt und daher in der Allgemeinvorstellung verdunkelt erscheint. Wir haben alsdann ein Gemeinbild der „Linde" vor uns, in welchem die wesentlichen Merkmale der einzelnen Linden hervortreten, andere nur einer oder einigen Linden zukommenden Merkmale gehemmt zurücktreten.

Werde ich mir nun des gemeinsamen Gleichartigen über dem mit ihm verschmolzenen aber nur dunkel vorgestellten Ungleichartigen bewußt, so habe ich den psychischen Begriff der Linde.

Da keine einmal geschehene Verbindung von Vorstellungen vollständig vernichtet wird, so tritt auch das Ungleichartige im psychischen Begriffe zeitweilig immer hervor, zumal der psychische Begriff mit der Reproduction der Einzelnvorstellung noch innig zusammenhängt. (Wenn ich an die Linde überhaupt denke, so reproduciren sich alle von mir einst wahrgenommenen Linden.) Daher leidet der psychische Begriff an einem gewissen Schwanken. Er ist auch wandelbar je nach dem Vorstellungskreise des einzelnen Menschen; so hat z. B. das Kind und die größere Menge der Erwachsenen einen psychischen Begriff vom „Viereck", der nur dem rechtwinkligen Parallelogramm entspricht.

Störend wirkt auch noch der Umstand ein, daß wir als Kinder, bevor sich noch die psychischen Begriffe in uns vollkommen gebildet hatten, das Wort (das

Symbol des Begriffes) von Andern übernehmen und häufig verleitet werden, das Symbol für den Begriff selbst zu nehmen, ohne uns über den letzteren klar zu werden. So hat Mancher „Worte, nichts als Worte!“

Von dem schwankenden psychischen Begriffe unterscheidet sich der logische Begriff. Abstrahieren wir nämlich aus der Allgemeinvorstellung alles Ungleichartige, Zufällige und denken nur das Gleichartige, Wesentliche als Ganzes, so haben wir den logischen Begriff.

Der logische Begriff der „Linde“ wird demnach keiner Linde in Wirklichkeit entsprechen, weil diese auch das Zufällige in sich enthalten muß. Der logische Begriff ist also nur etwas Gedachtes, — ein logisches Ideal.

Das einzige Mittel zu bestimmten logischen Begriffen zu gelangen ist das absichtliche Aufsuchen des Wesentlichen und Scheiden desselben von dem Unwesentlichen. Alle logischen Begriffe festzustellen, ist nicht Sache des Einzelnen; sie sind Ergebniß der gemeinsamen Arbeit des Menschengeschlechtes und mittelst der Sprache werden sie auch Gemeingut des Menschengeschlechtes. Logische Begriffe sind das Endziel alles Denkens, aller Erkenntniß.

§ 27. Das Urtheilen.

Das Urtheilen ist ursprünglicher, als das Begriffebilden; bei letzterem bedienen wir uns schon der Urtheile. In der Aussage nämlich, daß dieses oder jenes Merkmal einem Gegenstande zugehört, oder nicht zugehört, liegt ein Urtheilen. Ein logisch vollständiges Urtheil besteht in der Aussage über das Verknüpftsein oder Nichtverknüpftsein zweier Begriffe, von denen der eine das Subject, der andere das Prädicat genannt wird. Jedem Urtheile geht voran und gehört wesentlich zu demselben die Ueberlegung, ein Schwanken mehrerer Vorstellungen dem Subjecte gegenüber. Denn nicht in der ohneweiteres zu Stande kommenden Verbindung zweier Vorstellungen liegt das Wesen des Urtheiles, sondern darin, daß die einander zur Verknüpfung zuströmenden Begriffe angehalten und auseinander gehalten werden, bis es sich gezeigt hat, ob sie wesentlich zusammen gehören oder nicht. Die Antwort auf diese Frage (Ueberlegung), — die vollzogene oder abgelehnte Verknüpfung der Begriffe ist das Urtheil; dieses ist demnach entweder bejahend (positiv), oder verneinend (negativ). Je mehr Vorstellungen — als Prädicate — dem Subjecte zuströmen und je größer ihre Gegensätze sind, um so länger wird die Urtheilsfällung hinausgeschoben.

Zu manchen Urtheilen dauerte die Ueberlegung Jahrhunderte lang, z. B. zu dem, daß man von Europa aus westlich fahrend Asien erreichen könne, oder zu dem, daß die Erde um die Sonne kreise. — Der besonnene Greis urtheilt am langsamsten, die Jugend am rascheſten.

So wie dem logischen Begriffe der psychische als der ursprüngliche vorangeht, so kann man dem logischen Urtheile ein psychisches entgegensetzen. Die psychischen Urtheile unterscheiden sich von den logischen dadurch, daß sie ohne absichtliche Ueberlegung entstehen, daher auch auf unbedingte Giltigkeit (Wahrheit) keinen Anspruch machen. Wenn das Kind beim ersten Anschauen der Tanne das Urtheil fällt: Die Tanne ist ein Baum, — so geschieht dies auf Grund der Reproduction der Vorstellungen. Es wird auf diesem Wege manches falsche Urtheil zu Stande gebracht, z. B. die Koralle ist eine Pflanze.

Die psychischen Urtheile durch logische zu ersetzen, ist wieder Aufgabe der gemeinsamen Denkarbeit des Menschengeschlechtes; und die Sprache ist das Mittel, durch welches dem Einzelnen möglich wird, der Frucht dieser gemeinsamen Arbeit theilhaftig zu werden.

Gewisse psychische Urtheile entspringen unmittelbar aus der Wahrnehmung; sie sind keine eigentlichen Denkakte und doch vermag kein Denker an ihrer Giltigkeit zu zweifeln; wir meinen die Urtheile, worin die einfachsten Sinneswahrnehmungen ihren Ausdruck finden; z. B. es ist hell, es ist dunkel, es riecht &c. So wie Urtheile überhaupt zu Begriffen führen, entstehen aus diesen subjectlosen Urtheilen die ursprünglichsten (primitiven) Begriffe. Hier fällt gleichsam die Entstehung eines Urtheiles mit der eines Begriffes zusammen; diese ursprünglichen Elemente alles Denkens könnten eben so gut der Ausdruck eines Begriffes wie der eines Urtheiles genannt werden.

§ 28. Das Schließen.

Das Wesen des Schlusses besteht darin, daß durch denselben aus bekannten Urtheilen ein neues abgeleitet werde. Soll dadurch ein wirklicher Fortschritt im Denken stattfinden, so muß erstens der volle Grund, daß dieses Urtheil entstehe, in den bekannten Urtheilen liegen; und zweitens muß das erzeugte Urtheil von jedem der erzeugenden wirklich verschieden sein.

Die psychische Thätigkeit des Schließens entwickelt sich naturgemäß an dem Verlaufe der Reproduction. Nach dem Gesetze der Reproduction rufen nämlich Vorstellungen, die öfters mit einander verknüpft waren, einander wechselseitig in das Bewußtsein; und Aehnliches wird durch Aehnliches reproducirt. Habe ich z. B. öfters

gesehen, daß ein Körper zur Erde fiel, wenn ihm die Unterlage entzogen wurde, so werde ich es auch bei diesem Körper da erwarten. Nun ist aber der psychische Akt, der sich hiemit vollzieht, thatsächlich nichts anderes, als ein Analogieschluß, nur mit dem Unterschiede, daß er in diesem Falle mechanisch vor sich geht. So lange der psychische Schluß unbewußt, ohne Denken stattfindet, muß er nothwendigerweise etwas Schwankendes sein, und kann eben so wenig, wie der psychische Begriff und das psychische Urtheil auf unbedingte Giltigkeit Anspruch machen. Die tägliche Erfahrung macht es dem Kinde schon handgreiflich, daß seine Schlüsse oft zu unrichtigen Urtheilen führen. Hat es neunmal Trauben gekostet und daraus das Urtheil gebildet: Alle Trauben sind süß, — so kann die zehnte Traube lehren, daß sein Urtheil falsch war und daß es auch saure Trauben gebe. Nach und nach lernt man Vorsicht im Schließen, — man lernt die Ueberlegung beim Urtheilfällen; die psychischen Schlüsse nähern sich dann allmählich den logischen.

Die Logik unterscheidet im Allgemeinen zweierlei Schlußweisen, die deductive und die inductive. Die erstere ist diejenige, durch welche aus einem allgemeinen Urtheile ein besonderes abgeleitet wird (z. B. Alle Körper sind schwer; die Luft ist ein Körper; folglich ist die Luft schwer). Der inductive Schluß leitet aus besonderen Urtheilen ein allgemeines ab, (z. B. die Alge wächst, der Pilz wächst, das Moos wächst, u. s. f. folglich: Alle Pflanzen wachsen).

Nach den Lehren der Logik ist nur der deductive Schluß unbedingt giltig, der inductive nur bedingt, insofern nämlich die Vordersätze alle möglichen Fälle enthalten, die in dem Schlußsatz zusammengefaßt erscheinen. Der gemeine Menschenverstand bildet auch thatsächlich oft falsche Urtheile durch unvollständige Induction; gleichwohl sind uns viele auf demselben Wege gewonnenen Urtheile unzweifelhaft (z. B. alle Menschen sind sterblich). Die Induction ist übrigens unentbehrlich, da durch sie zunächst die allgemeinen Urtheile gewonnen werden müssen, welche den deductiven Schlüssen zu Grunde liegen. Durch Induction bilden wir unsere Erfahrung, sammeln wir allgemeine Wahrheiten; durch Deduction machen wir von dieser Erfahrung in jedem besonderen Falle Anwendung.

Unsere gewöhnlichsten Schlüsse sind meist abgekürzt, indem meist nur einer der beiden Obersätze, zuweilen keiner von beiden ausgedrückt wird; z. B. dieses Wesen empfindet und bewegt sich willkürlich, daher ist es ein Thier; oder wir schließen gleich aus der Wahrnehmung: Dieses Wesen ist ein Thier.

All unser Denken beruht auf fortwährendem Schließen. Unsere Begriffe, das Endziel aller Erkenntniß, sind Ergebnisse von Urtheilen; alle Urtheile sind von andern abgeleitet, bis auf jene primitiven Ur-

theile, welche unmittelbar aus der Sinneswahrnehmung entspringen, also keine eigentlichen Denkakte sind; nun ist aber die Ableitung der Urtheile aus anderen Urtheilen das Wesen des Schlusses. Somit ist unsere ganze Denkthätigkeit nur Schließen, sie ist gleichartig durch und durch, sie ist einfach und einerlei, wie die Seele selbst. Schon in dem Prozesse der Wahrnehmung, durch welche wir zu dem primitiven Urtheile und Begriffe gelangen, liegt das unentwickelte Bild des Schlusses. Die Producte dieser unbewußten Schlüsse sind, wenn das Denken erwacht, die Bausteine zu weitergehenden Schlüssen, aus deren Resultaten der Verstand die Welt der Erfahrung aufbaut; auf diese fußend schwingt sich die Vernunft durch Schlüsse über die Erfahrung hinaus zu Urtheilen und Begriffen über das Unbedingte, das Unendliche.

§ 29. Verstand und Vernunft.

Insofern sich der Mensch bei Verknüpfung seiner Vorstellungen zu Begriffen, Urtheilen und Schlüssen durch den Inhalt derselben leiten läßt, schreiben wir ihm Verstand zu. Thiere, Kinder und jene erwachsenen Menschen, bei denen die bloß zufällige Verknüpfung der Vorstellungen vorherrscht, heißen uns deshalb unverständig. Die Unverständigen treffen wohl oft das Richtige, weil vermöge der in der Natur herrschenden Gesetzmäßigkeit das in äußerer Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge Auftretende meist auch ein innerlich Zusammengehöriges ist; ja die Unverständigen scheinen, da sie nur auf das äußere Band achten, das Verbundene oft richtiger und schneller zu erfassen, als die Verständigen, die demselben mit Rücksicht auf den im Inhalt der Vorstellungen gelegenen Grund des äußeren Zusammenhanges nachspüren.

Die Fähigkeit der Erhebung über den mechanischen Vorstellungsverlauf und die Möglichkeit der Herstellung eines widerspruchslosen in sich vollendeten Gedankenzusammenhanges ruht allein in dem Vermögen zu denken. Nur der Mensch denkt und er ist Mensch nur wo er denkt; Verstand ist daher des Menschen Natur.

Der Verstand ist kein angeborenes reales Vermögen der Seele; denn er entwickelt sich erst allmählich, und diese Entwicklung dauert ununterbrochen fort vom zartesten Jugendalter bis in's späte Greisenalter hinein. Die Sinneswahrnehmungen bringen stets neuen Stoff, den das Gedächtniß behält und dessen sich die Einbildungskraft bemächtigt, um daraus neue Verbindungen herzustellen; den Gang dieser Verbindungen durch Urtheile zu regeln, ist Sache des Verstandes, und je länger er seines Amtes waltet, desto vollkommener wird er. Auf seine Aus-

bildung nimmt einen bedeutenden Einfluß die Erziehung; ohne diese könnte der Verstand nicht jene Stufe von Vollkommenheit erreichen, wie wir sie thatsächlich beim Gebildeten vorfinden.

Das menschliche Dasein begnügt sich nicht damit, zu erschließen, wie die Dinge sind, sondern sucht auch die Frage, warum und wozu die Dinge sind, zu lösen; diese letztere Richtung des Denkens pflegt man Vernunft zu nennen. Wenn das Kind zum ersten Male mit seinen von nun an stets bereit gehaltenen Fragen, warum und wozu dies sei, auftritt, so sagt man, es fange an vernünftig zu werden.

Die Außenwelt zeigt uns nicht minder wie die Innenwelt einen fortdauernden Wechsel von Zuständen, die sich gegenseitig bedingen und bewirken. Dadurch gewöhnen wir uns an, bei jeder Erscheinung auf die Bedingungen zu reflectiren, welche sie ermöglicht, und auf die Ursachen, die sie bewirkt haben. Die Angewöhnung ist so groß, daß wir die Ursachen der Erscheinungen selbst dann suchen, wenn sie in der unmittelbaren Wirklichkeit nicht anzutreffen sind, d. h. daß wir sie zu den Erscheinungen hinzudenken. Indem wir so von der durch Induction gefundenen Wahrheit: „Jede Veränderung muß ihre Ursache haben“ — den ausgedehntesten Gebrauch machen, überschreiten wir den Kreis der Erfahrung und suchen wir durch vernünftiges Denken die erste Ursache aller Erscheinungen, den Urgrund alles Daseins zu erschließen. Indem wir ferner von dem Satze „Jede Ursache hat ihre Wirkung“ Gebrauch machen, fragen wir im vernünftigen Denken nach dem Zwecke der Dinge, und indem wir auch in dieser Richtung den Bereich der Erfahrung überschreiten, suchen wir den Endzweck alles Daseins zu erschließen. Das Ziel der Vernunft sind sonach die höchsten Wahrheiten der Religion einerseits und die höchsten Grundsätze der Moral anderseits; der Vernunft Begriffe sind im wahren Sinne des Wortes: Ideale.

Verstand und Vernunft sind nicht gesonderte Vermögen, überhaupt keine Vermögen (im engeren Sinne) der Seele; sie sind nur verschiedene Richtungen des einen Denkens. Man pflegt sie zusammenzufassen als Geist und stellt diesem die sinnliche Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen als Sinn gegenüber.

§ 30. Die Apperception (Aneignung).

Die von uns durch Sinneswahrnehmung (Perception) gewonnenen Vorstellungen bleiben unser Eigenthum und üben einen Einfluß auf jede neu eintretende Vorstellung, so wie diese anderseits nicht ohne Wirkung bleibt gegen die ältere Vorstellungsmasse, die durch

mittelbare Reproduction geweckt ihr entgegenkommt. Diese Wechselwirkung zwischen den neuentstandenen — und den schon vorhandenen älteren Vorstellungen und Vorstellungskreisen nennt man Apperception oder Aneignung.

Habe ich z. B. den Begriff von einem ebenen Dreiecke bereits inne und ich nehme nun ein sphärisches Dreieck wahr, so wird die Vorstellung von diesem das Vorstellungsgebilde von jenem mittelbar reproduciren und es wird hierauf eine Wechselwirkung beginnen, in Folge welcher die Merkmale des sphärischen Dreieckes einerseits schärfer hervortreten und anderseits nach vollendeter Aneignung mein Begriff vom Dreiecke überhaupt vervollkommt wird.

Auf der Apperception beruht die auffallende Thatsache, daß ein und derselbe Gegenstand von verschiedenen Individuen, ja von einem und demselben Individuum in verschiedenen Momenten sehr verschieden aufgefaßt werden kann.

So z. B. sieht der Naturforscher die Naturerscheinungen mit ganz anderen Augen, als der gewöhnliche Mensch; dieser geht gleichgiltig an vielen Dingen vorüber, bei denen jener entzückt stehen bleibt. — Das Kind schaut die Welt ganz anders an, als der Jüngling und dieser anders, als der Greis. — Der Glückliche sieht Alles im rosigen Lichte („Seid umschlungen, Millionen, einen Kuß der ganzen Welt!"), der Unglückliche Alles im Nebelgrau.

In jedem Individuum bilden sich nämlich je nach seinem Entwicklungsgange, nach seinen Verhältnissen und Erlebnissen bestimmte Vorstellungskreise, welche jede neue Wahrnehmung in ihrer Weise aneignen. Ist die neueingetretene Vorstellung den älteren entgegengesetzt, so übt sie anfänglich als die lebhaftere eine stärkere Hemmung gegen die appercipirende Vorstellungsmasse; allmählig gewinnt diese wieder die Oberhand, weil sie durch längere Dauer feste Wurzel gefaßt hatte. Doch geschieht es nicht selten, daß die neueingetretene Vorstellung eine weitgehende Umformung des appercipirenden Vorstellungskreises bewirkt. (Wir werden oft mit einem Schlage zu anderen Menschen).

Die Thatsache und das Gesetz der Apperception ist vom Lehrer und Erzieher insbesondere zu beherzigen. Die Bildsamkeit der Jugend hängt nämlich ab von der Art und von dem Verhältnisse der von ihr bereits erworbenen Vorstellungsmassen; es ist daher vor Allem nöthig, diese kennen zu lernen und an das Vorgefundene anzuknüpfen, und keine Sprünge zu verlangen. — Will man die Jugend emporziehen, muß man sich zu ihr hinabbücken.

Die Apperception ist nicht immer eine Wechselwirkung zwischen neu eintretenden und älteren Vorstellungen; oft tritt sie ein zwischen älteren Vorstellungen, die noch unverbunden im Bewußtsein stehen und nun durch irgend einen Anlaß in der Reproduction einander begegnen. Der dabei stattfindende Vorgang ist derselbe; der stärkere Vorstellungskreis eignet die schwächere Vorstellung an. Diese Art von Apperception pflegt man innere Wahrnehmung zu nennen und spricht in dieser Hinsicht von einem inneren Sinn.

Ich habe z. B. vor längerer Zeit einmal eine Pflanze gesehen, welche mir gänzlich unbekannt erschien; durch irgend einen Zufall tritt mir heute eine gewisse Pflanzengruppe in Erinnerung und gleichzeitig reproducirt sich die Vorstellung jener unbekannten Pflanze, welche ich nun plötzlich als eine in diese Gruppe gehörige erkenne; jene Pflanze scheint erst jetzt recht wahrgenommen zu werden. So geht es in vielen Fällen, in welchen wir überrascht ausrufen: Jetzt geht mir ein Licht auf!

§ 31. Die Aufmerksamkeit.

Unter Aufmerksamkeit versteht man die Richtung und Concentrirung des Bewußtseins auf irgend eine Empfindung, Vorstellung oder Vorstellungsreihe; das Bewußtsein verengt sich gleichsam, so daß es nur den betreffenden Vorstellungen zugänglich wird, in Folge dessen diese mit besonderer Klarheit auftreten können. Man unterscheidet willkürliche und unwillkürliche Aufmerksamkeit; letztere zerfällt wieder in die ursprüngliche (sinnliche) und die aneignende (appercipirende oder intellectuelle).

Die ursprüngliche Aufmerksamkeit hängt ab von der Stärke, Dauer und Menge der Reize, sowie von deren Neuheit und Unerwartetheit.

So weckt ein starkes Licht, ein lautes Geräusch schon die Aufmerksamkeit des kleinen Kindes. Allzu starke und langandauernde Reize stumpfen jedoch sehr bald die Aufmerksamkeit ab; darum schläfert uns das Brausen eines Wasserfalles, das Plätschern eines Springbrunnens ein. — Je mehr Empfindungen gleichzeitig sich in das Bewußtsein drängen, desto schwächer wird die Aufmerksamkeit den einzelnen Vorstellungen gegenüber; darum macht der Musikliebhaber die Augen zu, um besser hören zu können. Neues und Seltenes lenkt die Aufmerksamkeit auf sich, vermag sie aber nicht festzuhalten, wenn es ganz fremdartig ist; Damen suchen durch neue Moden die Augen auf sich zu lenken; Kometen fallen Allen auf; der Landmann bleibt in der Ausstellung bei einem acht Schuh langen Weizenhalme stehen, würdigt aber den seltenen Cactus nur eines kurzen Blickes. — Je plötzlicher, unerwarteter etwas auftritt, überhaupt je mehr Gegensatz darin liegt zu unseren gegenwärtigen Vorstellungen, desto mehr zieht es die Aufmerksamkeit an; der Lehrer macht demnach die schwätzenden Knaben aufmerksam ebenso durch plötzliches Lautsprechen, wie durch plötzliches Stillesprechen; flüstern Zwei zusammen, so wird es in der lautesten Gesellschaft plötzlich still und Alles sieht nach den Flüsternden.

Die aneignende oder appercipirende Aufmerksamkeit hängt zunächst davon ab, ob die eintretende Vorstellung oder Vorstellungsreihe den Vorgang der Apperception anzubahnen fähig ist oder nicht. Die appercipirende Aufmerksamkeit wird nicht blos geweckt, sie wird auch gefesselt; sie strebt nicht blos nach der Auffassung, sondern auch nach dem Verständnisse, heißt daher intellectuell. Die Vorstellungen, auf welche sie sich bezieht, brauchen sich nicht den Eingang in das enge Bewußtsein zu erzwingen; der appercipirende Vorstellungskreis bietet ihnen hilfreich die Hand und zieht sie hinein.

Sowohl **Aehnlichkeit**, wie **Gegensatz** der neuen Wahrnehmung zu den früher erworbenen Vorstellungskreisen erregt intellectuelle Aufmerksamkeit; doch darf der Gegensatz nicht absolut werden, weil alle Anknüpfungspunkte schwinden, und die Aehnlichkeit darf nicht zur Gleichheit werden, weil dann die neue Wahrnehmung nicht unterschieden, daher nicht bemerkt wird.

Das kleine Kind lest aus dem Gespräche der Erwachsenen ihm bekannte Worte auf und spricht sie nach; dem Bauer muß der Pfarrer die guten Lehren „auf der Schaufel" reichen, wenn jener aufmerken soll; der Dichter findet Anklang nur dort, wo er gleichgestimmte Saiten trifft. Will der Redner offene Ohren finden, darf er nicht zu viel und nicht zu wenig Neues bringen; ebenso muß der Lehrer, wenn er aufmerksame Schüler haben will, beim Vorstellungskreise derselben anfangen, sich aber hüten, dabei zu bleiben.

Die **willkürliche** Aufmerksamkeit ist vom Wollen begleitet. Während die appercipirende Aufmerksamkeit sich damit begnügt, den kommenden Vorstellungen hilfreich die Hand zu bieten, sucht die willkürliche Aufmerksamkeit gleichsam die Vorstellungen auf und zieht sie herbei. Die willkürliche Aufmerksamkeit setzt ein **Wissen** um die aufzufassenden Vorstellungen voraus; sie wird sich daher nur da einfinden, wo das **Interesse** vorhanden ist. So wie der Wille überhaupt durch Handeln erst kräftig wird, so will die willkürliche Aufmerksamkeit gewöhnt und geübt sein; und so wie der Wille nicht absolut frei ist, so kann auch die Aufmerksamkeit nicht absolut willkürlich sein. Man kann nicht immer aufmerksam sein, wo und wie man will.

Den Gegensatz zur Aufmerksamkeit, insoweit diese eine Concentrirung, **Sammlung** des Bewußtseins ist, bildet die **Zerstreuung**, eine Theilung des Bewußtseins den eintretenden Vorstellungen gegenüber, so daß diese unklar werden, flüchtig kommen und gehen. Die Ursache der Zerstreuung liegt häufig außer uns und zwar vorzüglich in dem Umstande, daß sich gleichzeitig mehrere Reize in das Bewußtsein drängen und eben deshalb einander verdrängen; dieser Zustand heißt passend **getheilte** Aufmerksamkeit. Oft wird die Zerstreuung dadurch veranlaßt, daß den eintretenden Vorstellungen keinerlei appercipirende Vorstellungen entgegenkommen, also wenn uns lauter ganz neue Wahrnehmungen zukommen, oder solche, welche zu einem eben festgehaltenen Vorstellungskreise in gar keiner Beziehung stehen. Im letzteren Falle ist es nur eine relative Zerstreuung und diese tritt gerade am häufigsten auf im Gefolge einer sehr tiefen Aufmerksamkeit. So kommt es z. B. häufig vor, daß man in Gedanken vertieft die Brille sucht, die man auf der Nase sitzen hat. Der berühmte Mathematiker **Monge** schneuzte sich einmal während eines eifrigen Vortrags zu nicht geringem Ergötzen seiner Hörer in den Lappen, mit dem er die Kreide von der Tafel zu wischen pflegte.

Die Zerstreuung kann auch andauernd, habituell werden, so daß der Mensch einer förmlichen Gedankenflucht preisgegeben ist, fast augenblicklich Alles vergißt, was er gesehen, gehört, gethan hat und in Folge dessen die lächerlichsten Mißgriffe thut. Die Ursache dieses Zustandes, welcher **Zerstreutheit** heißt, kann in verschiedenen Umständen liegen, zeigt sich aber immer in Begleitung des Mangels an festem Willen.

§ 32. Entwicklung des Selbstbewußtseins.

Der Mensch lernt zuerst die Außendinge, viel später erst „sich selbst“ kennen. Diese Selbstkenntniß, sein Selbstbewußtsein schreitet langsam vorwärts, so wie das Denken selbst; seine erste Entwicklungsstufe jedoch fällt schon in die Zeit der ersten Seelenthätigkeit. Freilich beschränkt sich das Selbstbewußtsein auf dieser Stufe nur darauf, den eigenen Leib als Ich von den anderen Objecten der Wahrnehmung zu unterscheiden.

Sobald nämlich des Kindes Empfindungen durch oftmalige Wiederholung immer klarer hervortreten, erscheinen ihm auch immer klarer die vielfachen Anhaltspunkte zu dieser Unterscheidung (siehe § 20). Die vielfachen Körperempfindungen und das Zusammenfallen derselben mit Gesichts- und Tastempfindungen, welche das Kind von seinen Körpertheilen erhält, die dadurch auffallen müssen, weil sie bei allem Wechsel der Außendinge stets in der Nähe bleiben; das Zusammenfallen der Bewegungen seiner Gliedmassen mit seinen Muskelempfindungen; das allmähliche Bewußtwerden, daß diese Bewegungen in seiner Gewalt liegen; — dies Alles muß das Kind dahin führen, daß ihm die Unterscheidung des eigenen Leibes von anderen Dingen aufdämmert, daß es allmählig seiner selbst bewußt wird.

Doch muß dieses erste Selbstbewußtsein so lange ein unklares sein, als das Kind noch nicht die Fähigkeit besitzt, Vorstellungen klar zu reproduciren; erst wenn diese Fähigkeit eintritt, geht dem Kinde über sein Ich ein Licht auf. Die Dämmerung mag lange schon da sein, das Licht aber tritt gewöhnlich plötzlich auf. Irgend eine lebhafte Empfindung gibt den Anlaß zu der ersten mit Klarheit sich reproducirenden Vorstellung und hiemit ist die Bedingung geschaffen zum ersten Auftreten des Selbstbewußtseins.

Die meisten Menschen erinnern sich lebhaft an dieses erste Aufblitzen des Selbstbewußtseins. Was vorher geschehen, ist ihnen vollständig dunkel; seit diesem Augenblicke erst zählen sie ihr Ich, seitdem datirt sich erst ihre Erinnerung. Das Auftreten des Gedächtnisses ist Vorbedingung für das Auftreten der Ich-Vorstellung, weil es ja überhaupt erst Vorstellungen (im engeren Sinne) möglich macht.

Von nun an, wenn nämlich das Kind Vorstellungen reproducirt, entwickelt sich erst das deutliche Localisiren und Projiciren der Empfindungen; die räumliche Wahrnehmung, daher die Unterscheidung der Außendinge, wird geläufiger, und hiemit ist die Bedingung gesetzt, daß der eigene Leib unterschieden wird als der willkürlich bewegliche Mittelpunkt aller Empfindungen und Vorstellungen.

Die Reproduction der Vorstellungen wird raschen Schrittes immer vollkommener, die Einbildungskraft fängt an ihre Vorstellungsgebilde aufzubauen. Anderseits heben sich in der kindlichen Seele deutliche Gefühle und übergehen in Strebungen; diesen durch Bewegungen, durch Handlungen Ausdruck zu geben gelingt dem Kinde von Tag zu Tag immer besser. Daraus folgt, daß das Kind von Tag zu Tag sich immer mehr fühlt als selbständiges und selbstthätiges Wesen. In Folge seiner Einbildungskraft überträgt es nun freilich seine eigenen Merkmale auf äußere Objecte, — schlägt z. B. den Tisch „weil er ihm wehgethan hatte“ u. dgl., — lernt aber allmählich den Unterschied, und je mehr es zur Erkenntniß der andern Iche gelangt, desto klarer wird ihm sein eigenes Ich.

Das regellose Weben der Einbildungskraft übergeht nach und nach in verständiges und vernünftiges Denken. Die bisher lose stehenden Vorstellungen ordnen sich zu Vorstellungskreisen, welche durch Apperception sich erweitern und festigen, unter einander aber selbst ein Ganzes, — eine Vorstellungsmasse bilden, die jeder neuen Wahrnehmung appercipirend entgegenkommt, Gefühle bestimmt und Strebungen leitet. Lag bisher der Schwerpunkt der Ichvorstellung im Leibe, so zieht er sich auf dieser Entwicklungsstufe immer mehr nach Innen zurück und liegt zuletzt in jener alle Richtungen der Seelenthätigkeit beherrschenden Vorstellungsmasse. Diese erleidet zwar täglich, ja stündlich durch neu eintretende Vorstellungen eine Veränderung, doch bleibt immer ein festgewurzelter Stamm, um den sich Alles ordnet und anschließt, und da eben deshalb jede Wandlung nur allmählig, — langsam vorwärts schreitet, so kommt es, daß wir unser Ich nie verlieren, es stets als eines und dasselbe ansehen. Da diese jeweilig in uns herrschende Vorstellungsmasse einer jeden Wahrnehmung appercipirend entgegenkommt, erscheint sie uns wie ein innerer Sinn, gleichsam wie ein inneres Auge, welches nicht nur das durch die äußeren Sinne Vermittelte auffaßt, sondern sogar die im Bewußtsein auftauchenden älteren Vorstellungen wie etwas außerhalb Stehendes an sich herantreten sieht. Da in diesem „inneren Sinn“ nicht blos das Denken seinen Aus- und Eingangspunkt findet, sondern auch die Gefühle und Strebungen von hieraus bestimmt werden, so erscheint er uns als der Mittelpunkt des Ich.

Daß wir unser Ich stets durch die in uns herrschende Vorstellungsmasse nur denken, können wir am besten bei jedem Erwachen aus einem tiefen Schlafe an uns beobachten; wir finden unser Ich erst wieder, wenn sich unsere letztgehabten Vorstellungen zusammenfinden. Es geht uns mehr oder weniger Allen so, wie dem Hausknecht, welcher im Rausche von seinen lustigen Brüdern in eine Kutte gesteckt und vor die Klosterpforte gelegt wurde; als er am Morgen in der Kloster-

zelle erwacht und befragt wird, wer er sei und aus welchem Kloster er komme, meint er: Wer ich bin, — weiß ich jetzt wahrlich nicht sicher; schaut aber im Gasthause zum goldenen Löwen nach! Wenn dort der Hausknecht nicht zu Hause ist, werde ich es wohl sein.

Da sich unter den in uns herrschenden Vorstellungen ein großer Theil, der durch Lebhaftigkeit überdies hervorsticht, auf unseren Leib bezieht, dieser übrigens das Ich nach Außen repräsentirt, so kann das gemeine Denken das Ich nicht anders, als mit dem Leibe mehr oder weniger zusammenfallend vorstellen.

Daß die Ichvorstellung der meisten Menschen mit der Vorstellung des eigenen Leibes zusammenfällt, beweist der Umstand, daß das Selbstgefühl sich steigert und mindert, je nach der körperlichen Kraft und Macht. Ja es nehmen sogar auf den Grad des Selbstgefühls (beziehungsweise auf die Ichvorstellung) gewisse Dinge Einfluß, welche mit dem Leibe und dem leiblichen Dasein in mehr oder weniger zufälligem Zusammenhange stehen. So dünkt sich der Ritter hoch zu Roß mehr als andere Erdenmenschen; man fühlt sein Ich gehoben durch eine Krone oder einen Helm, durch eine Uniform oder einen Reifrock; — überhaupt: „Kleider machen den Mann!" —

§ 33. Das reine Ich und das Selbstbewußtsein im engeren Sinne.

Fällt im gewöhnlichen Denken die Ichvorstellung mit der Vorstellung des eigenen Leibes mehr oder minder zusammen, so erhebt sich das Selbstbewußtsein im entwickelten vernünftigen Denken allmählig zum Begriffe vom reinen Ich, welcher in dem Unsterblichkeitsglauben zu seinem reinsten Ausdrucke gelangt.

Die Erfahrung lehrt uns deutlich, daß das Ich nicht identisch sei mit dem Leibe. Dieser macht mannigfaltige Wandlungen durch, ändert sich von Tag zu Tag, wird manchmal nicht unerheblich verstümmelt; das Ich dauert dabei unverstümmelt fort. Der nimmer rastende und alle Körpertheile betreffende Stoffwechsel verändert den ganzen Körper vollständig bis auf sein letztes Stäubchen mehrmals im Leben; — das Ich findet trotz dieses Wechsels seine Vorstellungen immer wieder. Kein Wunder also, daß wir zu dem Schluße kommen: Unser Ich steht über allem körperlichen Dasein.

Allerdings macht auch dieses unkörperliche Ich seine Wandlungen durch. Vorstellungen kommen und gehen, selbst die appercipirende Vorstellungsmasse, in der wir unser Ich immer wiederfinden, bleibt nicht unverändert im wechselvollen Laufe des Lebens; das Ich denkt anders als Kind, als Jüngling, als Mann. Aber trotz allen Wechsels und aller Unbeständigkeit, giebt sich uns ein Beharrliches kund, nämlich das Vorhandensein von Vorstellungen sammt den an den Vorstellungen haftenden und aus ihnen hervorwachsenden Gefühlen und Begehrungen. Während die Vorstellungen in jedem Momente wechselten, blieb

das Vorstellen überhaupt. Die einzelnen Vorstellungen sind zufällig, das Vorstellen ist wesentlich: der Träger der Vorstellungen aber bin ich. Das Ich ist ein Punkt, der nun insofern vorgestellt wird und werden kann, als unzählige Vorstellungsreihen auf ihn als ihr gemeinsames Vorausgesetztes zurückweisen, kein Wunder, daß es ein dunkler Punkt ist. Das reine Ich ist eine und zwar die höchste Abstraction, ein Begriff. So wie wir den psychischen Begriff durch seinen Umfang denken, — so können wir unser Ich nur denken durch jene unveränderlichen Iche, aus denen unser Lebenslauf zusammengesetzt ist.

Ist die Ichvorstellung bis zu dieser Höhe entwickelt, so übt sie einen appercipirenden Einfluß auf alle Zustände des Bewußtseins aus; das Ich erscheint als innerer Sinn und die Zustände des Bewußtseins als seine Zustände: Ich nehme wahr, ich denke, ich fühle, ich begehre.

Den höchsten Ausdruck findet die Ichvorstellung darin, daß das Ich nicht bloß alle Zustände des Bewußtseins als seine Zustände auf sich bezieht, sondern sich selbst gegenüberstellt, — sich selbst vorstellt. Das Ich erhebt sich zu dem Urtheil: Was da denkt, bin ich; — Ich bin ich. In dieser psychischen Erscheinung liegt das Selbstbewußtsein im engeren Sinne.

Das Ich bietet zuweilen eigenthümliche Erscheinungen, welche wie eine Theilung desselben aussehen; es lassen sich diese Erscheinungen in drei Gruppen scheiden:

1. Die Vorstellung des Ich ist unterdrückt und wir sehen dem Spiele der das Bewußtsein ausfüllenden Vorstellungen wie einem objectiven Geschehen zu. So versenkt sich der Dichter, der Träumende in seine Gebilde, leiht ihnen Persönlichkeit und verkehrt mit ihnen. Derselbe Fall tritt auch häufig krankhaft auf nach geistiger Ueberanstrengung, in welchem Zustande unterschiedliche Gedanken durch den Kopf wirbeln, das Ich aber diesen eilenden Gedanken zuzusehen scheint, ohne in dieselben eingreifen zu können.
2. Das Ich tritt zwar thätig im Bewußtsein auf; aber neben ihm hat noch eine zweite Vorstellungsmasse den Charakter der Ichheit angenommen, und dem einen Ich steht ein anderes Ich gegenüber. So stellen sich häufig zwei Gegensätze in unserem Ich dar; das „Herz" treibt uns nach der einen, der „Verstand" nach der anderen Richtung. Oder wir sprechen von einem besseren Ich, das mit einem schlechteren fortwährend zu kämpfen habe; dieser Fall kann extrem auftreten, so daß man sich von einem bösen Geiste besessen glaubt.
3. Das ursprüngliche Ich ist ganz verloren gegangen und an dessen Stelle hat eine andere Vorstellungsmasse die Rolle des Ich zu spielen begonnen, welche sie auch ohne von dem früheren Ich beeinträchtigt zu werden fortspielt; so beim Wahnsinnigen, der sich für einen König, für einen Bischof u. dgl. hält.

Zweiter Abschnitt:

Von den Gefühlen und Affecten.

A. Von den Gefühlen.

---

§ 34. Begriff und Eintheilung der Gefühle.

Die Selbstbeobachtung lehrt uns, daß wir die Gegenstände nicht blos wahrnehmen und vorstellen, sondern daß wir uns auch von denselben in den meisten Fällen angezogen oder abgestoßen fühlen. Während nämlich die Vorstellungen im Bewußtsein einander fördern oder hemmen, erzeugen sie zugleich durch diese Wechselwirkung auf einander Zustände in der Seele, welche uns als Gefühle und Begehrungen bekannt sind. Diese Erscheinungen liegen zwar außerhalb des Erkenntnißprocesses, begleiten aber gewöhnlich unser Empfinden und Vorstellen, knüpfen sich bald an das Erkennen an, bald gehen sie dem Erkennen voran, sie beeinflußen das Denken und werden auch vom Denken beeinflußt; sie geben unserem gesammten geistigen Leben jene Richtung und Eigenthümlichkeit, welche wir mit dem Worte Gemüth zu bezeichnen pflegen.

Fühlen und Begehren hängen auch unter einander innig zusammen; — Gefühle führen zu Begehrungen und Begehrungen setzen stets Gefühle voraus. Das Fühlen ist stets das Frühere, daher auch die Untersuchung dieses Vorganges den Anfang machen soll.

Der gemeine Sprachgebrauch bezeichnet mit dem Namen Gefühl die verschiedenartigsten Zustände; man spricht vom Gefühle des Hungers und Durstes, von einem Tast- und Schmerzgefühl, vom Gefühl des Schönen und Häßlichen, vom Gefühl des Guten und Bösen u. s. w. Wir befinden uns auch thatsächlich in ähnlichen Zuständen, wenn uns Fieberkälte durchfährt, und wenn uns bei der Schilderung einer grausen Mordthat der Schauder erfaßt; wir fühlen uns ferner in ähnlicher Weise angenehm bewegt, wenn wir frische Frühlingsluft

athmen,un wenn wird der Rede eines langentbehrten Freundes lauschen. Die Aehnlichkeit liegt nämlich in der Betonung aller dieser Zustände, d. h. darin, daß sie uns angenehm oder unangenehm sind; gleichwohl wird es Niemand verkennen, daß die Behaglichkeit in einem warmen Bade himmelweit verschieden sei von dem Gefühle, das wir nach einer vollbrachten guten That verspüren, und daß das Brennen einer Wunde etwas ganz Anderes sei, als die Gewissensbisse nach vollbrachter Missethat. Die Psychologie scheidet daher mit Recht die Gefühle von den betonten Empfindungen. Diese sind seelische Zustände, die aus der Auffassung organischer Reize entstehen; Gefühle dagegen Zustände, welche aus dem Zusammentreffen von Vorstellungen im Bewußtsein resultiren. Empfindungen sind ursprüngliche, — Gefühle aber abgeleitete Seelenzustände; jene bringen Zustände des Leibes, diese — Zustände der Seele selbst zum Bewußtsein.

Eine weitere Aehnlichkeit liegt in der Veranlassung der betonten Empfindungen und der Gefühle. So wie jene entstehen, wenn der körperliche Organismus eine außergewöhnliche Förderung oder Störung erduldet, — so werden diese erregt, wenn das Vorstellungsleben eine mehr oder minder auffallende Förderung und Hemmung erleidet. Doch besteht in dieser Beziehung ein bedeutender Unterschied. In der Empfindung nimmt die Seele bloß Antheil an den Zuständen des mit ihr in inniger Wechselwirkung stehenden Leibes; bei dem Gefühle dagegen ist die Seele unmittelbar betheiligt, denn es ist ein Zustand an den Vorstellungen, also ihr eigener Zustand, dessen sie hier gewahr wird.

Demnach kann das Gefühl definirt werden als das unmittelbare Bewußtwerden der Hemmung oder Förderung unter den im Bewußtsein zusammentreffenden Vorstellungen, es ist das Bewußtsein der Steigerung oder Herabstimmung der eigenen Vorstellungsthätigkeit; und zwar ist es ein Unlustgefühl, wenn eine Hemmung, — dagegen ein Lustgefühl, wenn eine Förderung zum Bewußtsein gebracht wird.

Das Charakteristische der Gefühle ist ihr Ton, wornach sie sich als etwas Angenehmes oder Unangenehmes unserem Bewußtsein kundgeben. Es gibt übrigens auch gemischte Gefühle, die nämlich gleichzeitig Anklänge an Lust und Unlust wecken, — indem dabei ein rascher Wechsel in den Vorstellungen gleichmäßig zur Hebung und Senkung des Vorstellungsniveaus Anlaß gibt.

Nebst dem Tone kann man an dem Gefühle auch Inhalt, Stärke und Dauer unterscheiden. Zwar kann man vom eigentlichen Inhalt der Gefühle nicht reden, weil diese — dunkle subjective Zustände der Seele sind; man meint damit den Inhalt jener Vorstellungen, durch welche das Gefühl erregt wird. Auch dies ist jedoch nicht immer thunlich, da sich oft die einzelnen Vorstellungen, durch deren Zusammenwirken das Gefühl entsteht, ihrer geringen Klarheit wegen unserem Bewußtsein entziehen.

Auf die Stärke und Dauer der Gefühle nimmt insbesondere der Umstand Einfluß, ob die Hebung oder Herabsetzung der Vorstellungsthätigkeit eine bedeutende und plötzliche ist oder nicht. Starken Gefühlen liegen aber nicht immer starke Vorstellungen zu Grunde; oft sind es schwache und dunkle Vorstellungen welche die stärksten Gefühle erzeugen (so z. B. Furcht, Angst u. dgl.) Uebrigens ist es nicht die absolute Hebung und Senkung der Vorstellungsthätigkeit, sondern nur das relative Steigen und Fallen, was die Gefühlsstärke bestimmt. Starke Gefühle haben gewöhnlich kurze, schwache eine längere Dauer.

Das Vorstellungsleben ist beständig von Gefühlen begleitet, doch sind diese oft unmerklich, wenn nämlich die Hebung und Senkung des Vorstellungslebens allmählich und continuirlich stattfindet.

Abgesehen von der Eintheilung in Lust- und Unlust-Gefühle, die für jede Art von Gefühlen als Untereintheilung wiederkehrt, kann man die überaus zahlreichen und mannigfaltigen Gefühle in zwei Hauptgruppen scheiden: 1. Gefühle, welche bedingt sind durch einen bestimmten Vorstellungsinhalt, daher qualitative, auch besondere oder höhere Gefühle genannt werden; 2. solche, welche zunächst von der Form des Vorstellungslaufes d. h. von der Art und Weise abhängen, wie sich die Vorstellungen im Bewußtsein an einander reihen, deshalb formale, auch allgemeine oder niedere Gefühle. Doch werden auch die formalen Gefühle gewöhnlich durch den Inhalt der betheiligten Vorstellungen modificirt, so wie umgekehrt die qualitativen Gefühle abgeändert werden je nach der Verknüpfungsform der mitwirkenden Vorstellungen.

§ 35. Beziehungen der Gefühle zu den übrigen Seelenerscheinungen.

1. Daß Gefühle und Begehrungen in innigster Wechselwirkung stehen, wurde bereits hervorgehoben und soll später erörtert werden.
2. Gefühle können durch Empfindungen und umgekehrt Empfindungen durch Gefühle hervorgerufen und modificirt werden. Dies erklärt sich einerseits aus der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, vermöge deren organische Zustände mittelbar- auch psychische und umgekehrt diese jene anregen; anderseits vermitteln die zum Bewußtsein gelangenden Empfindungen eine Reproduction mannigfacher Vorstellungen, aus welchen nun die Entstehung und Abänderung von Gefühlen resultiren kann.

Körperliches Wohl und Wehe erheitert und verdüstert bekanntlich unser Gemüth. Bei anhaltend trübem Wetter werden wir leicht verdrießlich, wogegen der

Sonnenschein auch eine Aufheiterung unseres Gemüthes mit sich bringt. Gute Laune anderseits mildert manche unangenehme Körperempfindung, schlechte Laune macht dagegen empfindlich. Farben und Klänge wirken (abgesehen von dem ästhetischen Eindruck ihrer Zusammenstellung) stets auf Gefühle fördernd oder hemmend. Das Anschauen und riechen gewisser Dinge (Maden, Schleim, faulende Substanzen) erzeugt Eckel. — Der Mörder sieht in seiner Aufregung überall sein unglückliches Opfer vor sich, glaubt die Blutflecken an seinen Händen zu sehen und zu spüren. —

Durch Gemüthsstimmungen kommt das Blut in Wallung und Stockung, so daß man sich veranlaßt fand, die Gefühle in das Herz zu verlegen.

3. Da die Gefühle von den Vorstellungen abhängen, so theilen sie auch alle Schicksale derselben. Die Reproduction der Vorstellungen, und zwar die unveränderte (Gedächtniß) sowohl, wie die veränderte (Phantasie) hat auch das Auftauchen der Gefühle zur Folge. Man könnte auch von der Reproduction, vom Gedächtniß und von der Phantasie der Gefühle reden; im eigentlichen Sinne aber giebt es keine Reproduction der Gefühle, weil diese nur mittelbare Folge der reproducirten Vorstellungen ist. Insbesondere ist die Phantasie eine reiche Quelle von Gefühlen, so wie ihre Thätigkeit anderseits von Gefühlen wieder angeregt wird. So wie sich ferner im Laufe des Lebens gewisse herrschende Vorstellungskreise bilden, welche auf andere Vorstellungen einen appercipirenden Einfluß üben: so müssen damit zusammenhängend auch gewisse Gemüthsstimmungen herrschend werden, welche in jedem besonderen Falle des Gefühlslebens gleichsam appercipirend wirken.

So wie der Feinschmecker noch lange nach gehaltener Tafel in seiner Lust schwelgt, — so genießt der Kunstfreund seine Gemälde, der Naturfreund seine Bergpartien in der Erinnerung wieder. Eine Waldwiese, ein einsames Crucifix, in stiller Waldeseinsamkeit, ein Friedhof, eine Richtstätte, eine Ruine wecken in Folge des Spieles der Phantasie die lebhaftesten Gefühle in der Seele.

In Folge der herrschenden Vorstellungsmassen erscheinen die einzelnen Menschen entweder vorherrschend fröhlich oder trübsinnig.

4. Der Verstand ist im Allgemeinen ein Dämpfer der Gefühle, indem er die voreiligen Verknüpfungen der Phantasie löst oder regelt und logische Gründe in den Kampf führt, welche gewöhnlich die Gefühle mindern; doch schafft er anderseits edlere und höhere Freuden, worin er von der Vernunft noch übertroffen wird. Der alte Satz: „wo viel Kopf, da ist wenig Herz" ist demnach in seiner Allgemeinheit grundfalsch. Denken und Fühlen sind sich nicht entgegengesetzt, sie fördern vielmehr einander wechselseitig; denn so wie durch das Denken die Gefühle geläutert und gehoben werden, — so geht oft das Fühlen dem Denken voran und giebt diesem einen Antrieb zu weiterer Thätigkeit.

Jeder Schmerz verliert seinen Stachel, sobald er logisch analysirt wird. „Ich habe," sagt ein geistreicher Schriftsteller, „kein Uebel kennen gelernt, welches man

nicht durch ein halbstündiges Nachdenken erträglich machen könnte." Das beste Mittel zu trösten ist, die guten Seiten des Unglückes (man findet solche immer) herauszusuchen und vorzustellen. — Ungebildete, unverständige Menschen kennen kein Maß in Freud' und Leid' und haben überdies einen sehr beschränkten Gefühlskreis. Gefühle zu läutern und höhere Gefühle zu wecken ist eine Hauptaufgabe der Erziehung.

I. Allgemeine oder formale Gefühle.

§ 26. Anstrengung, Erholung, Langeweile und Unterhaltung.

Wenn binnen eines gewissen Zeitraumes nicht mehr, aber auch nicht weniger Vorstellungen an uns herantreten, als die wir eben bequem auffassen können, so fühlen wir einen gewissen regelmäßigen Zustand unseres Bewußtseins, den wir Gemüthsruhe nennen und den wir am besten vergleichen könnten mit der sanft gekräuselten Wasserfläche eines ruhig dahin fließenden Stromes.

Der Strom der Vorstellungen bleibt aber selten durch längere Zeit ein regelmäßiger, er schwankt bald über, bald unter das gewöhnliche Maß seiner Bewegung, und aus diesem Schwanken allein (von dem Inhalte der laufenden Vorstellungen abgesehen) resultirten Lust- und Unlustgefühle, welche wir zu den allgemeinsten formalen Gefühlen zu zählen haben.

Drängen sich in unser Bewußtsein mehr Vorstellungen und in rascherem Verlaufe, als wir es gewohnt sind; sind wir überdies an eine gewisse Vorstellungsmasse gebunden, welche das ganze Bewußtsein beherrscht und keine außer ihr liegende Vorstellung aufkommen läßt: so entsteht in unserer Seele ein Zwangszustand, der sich als Unlustgefühl der Anstrengung kenntlich macht, und nach längerer Dauer einen andern Ausnahmszustand, ein Stocken der Vorstellungen im Gefolge hat, welche wir als Ermüdung oder Abspannung bezeichnen. Diese Gefühle sind es, welche uns eine mühsame Arbeit, wenn sie längere Zeit andauert, unleidlich machen.

Schütteln wir alsdann die Arbeitsvorstellungsmasse ab und überlassen uns dem zwanglosen Verstellen, so macht sich dieser Gegensatz durch das Lustgefühl der Erholung bemerklich. Soll diese ein Lustgefühl bleiben und ihren Zweck, nämlich Sammlung von frischen Kräften zu weiterer Arbeit erfüllen, so darf sie nicht zur völligen Beschäftigungslosigkeit des Bewußtseins herabsinken, weil das Stocken der Vorstellungen eine Unlust erzeugt; sie muß eine positive erhebende Erholung sein, die unserem Bewußtsein neue Vorstellungsmassen zuführt, die aber wechseln und keinen Druck auf dasselbe üben dürfen, weil sonst wieder eine Abspannung folgen möchte.

Kartenspiel und andere eintönige Beschäftigungen sind kein richtiges Erholungsmittel, weil sie abstumpfen und neue Unlustgefühle erzeugen können. Die angenehmste Erholung nach geistiger Arbeit ist ein Spaziergang in frischer, freier Luft, weil er Vorstellungen bringt, die leicht wechselnd kommen und gehen. Auch ist des gleichmäßigen Stoffumsatzes wegen bei geistiger Arbeit eine regelmäßige körperliche Bewegung (Turnen) die naturgemäßeste Erholung, so wie anderseits nach körperlicher Arbeit eine leichte geistige Beschäftigung am besten erfrischt. Die absolute Ruhe des Bewußtseins im Schlafe bringt natürlich auch eine Erholung, welche aber erklärlicher Weise nicht vom Lustgefühl begleitet erscheint.

Entsteht eine völlige Leere in unserem Bewußtsein, gerathen die Vorstellungen in ein förmliches Stocken, weil kein Stoff zur Aneignung sich darbietet, so entsteht in uns ein Unlustgefühl, welches sehr bezeichnend Langeweile heißt, weil uns in einem solchen Zustande die Zeit langsam zu verfließen scheint. Indem das Bewußtsein aus Mangel an Beschäftigung zeitweilig ruht, so stellen sich dann ähnliche Symptome ein, wie sie dem Schlafe und der Ohnmacht voranzugehen pflegen, — Gähnen, Uebelkeit, Schwindel u. dgl. und es kann eine andauernde Langeweile (z. B. im Kerker) zu Auszehrung und Tod führen, so daß es keine leere Redensart ist: „Ich sterbe vor Langeweile!"

Die Langeweile kann aus zwei sich entgegengesetzten Quellen entspringen, daraus nämlich, daß uns entweder zu viel oder zu wenig Neues zur Aneignung geboten wird. Im ersten Falle findet das Neue zu wenig appercipirende Vorstellungsmassen. Während wir uns bemühen die eine Vorstellung anzueignen, kommt schon eine zweite, dritte fremde Vorstellung nach, — wir brechen eine Aneignung ab, beginnen eine zweite, werden auch aus dieser herausgerissen, — fühlen eine Verwirrung, Ermüdung und Abspannung, von der wir uns nicht erholen können, weil wir durch die sinnlichen Wahrnehmungen im freien Gedankenlaufe gestört sind. Wird uns zu wenig Neues zur Auffassung geboten, so eilt unser Vorstellen der Wahrnehmung voran, wird aber durch diese stets wieder zurückgeworfen und dabei festgehalten. Durch diesen Zwang auf unseren gewohnten Vorstellungsverlauf entsteht Ueberdruß und Ermüdung und in Folge dessen abermals ein Stocken der Vorstellungsthätigkeit.

Daß das Gefühl der Langeweile von der Geistesbildung vor Allem abhängt, ist aus obiger Auseinandersetzung klar. Der Ungebildete langweilt sich selten, weil er an wechselnde Vorstellungsströme nicht gewöhnt ist; der Halbgebildete langweilt sich am häufigsten; der Gebildete langweilt sich am seltensten, kann aber oft gelangweilt werden.

Das Gegentheil von Langeweile ist die Unterhaltung. Wird uns weder zu viel noch zu wenig Neues zur Auffassung geboten, so daß unsere Vorstellungskreise wohl in Bewegung und Spannung gerathen, ohne daß die angebahnte Aneignung eine Anstrengung mit sich brächte, indem die entstandenen Spannungen ohne ernstes Denken gelöst werden; wird überhaupt weniger der sich vertiefende Verstand,

als die wechselnde Thätigkeit der Phantasie in Anspruch genommen: so entspringt aus dem lebhaften aber leichten Fluße der Vorstellungen das Lustgefühl der Unterhaltung. Die wahre Unterhaltung (nicht zu verwechseln mit der falschen, abspannenden) ist die beste Erholung von den Anstrengungen der Arbeit.

Da die genannten Gefühle durchwegs in dem Schwanken des Vorstellungsstromes über oder unter sein gewöhnliches Maß der Bewegung ihren Grund haben und da dieses Normalmaß bei verschiedenen Menschen sehr verschieden ist, so folgt, daß es zunächst von dem einzelnen Menschen, von dem vorstellenden Subjecte abhänge, ob und in welchem Grade diese Gefühle auftreten. Der Eine fühlt sich unterhalten, wo der Andere sich langweilt. Der Eine vollführt eine Arbeit mit Gemüthsruhe, welche ein Anderer mit äußerster Anstrengung nur zu Stande bringt. Dieselbe Beziehung auf das fühlende Subject enthalten alle formalen Gefühle.

§ 37. Erwartung und mit ihr zusammenhängende Gefühle.

Die in diese Gruppe gehörigen allgemeinen Gefühle ergeben sich aus dem Zusammenwirken von sinnlichen Wahrnehmungen und reproducirten Vorstellungen.

Findet eine sinnliche Wahrnehmung bei ihrem Eintritte in unser Bewußtsein eine ältere Vorstellung vor, welche sich auf denselben Gegenstand bezieht, so wird die Wahrnehmung durch die reproducirte Vorstellung gehoben und aus dieser Förderung ergiebt sich ein Lustgefühl, nämlich das des Wiedererkennens.

Wir freuen uns, wenn wir mitten unter fremden Menschen einen Bekannten treffen, wenn er uns auch niemals näher stand; ebenso, wenn wir auf einer Reise bekannte Wege und Plätze wieder erkennen.

Auf ähnlichen Verhältnissen beruhen die Gefühle der Erwartung. Weckt nämlich irgend eine Wahrnehmung eine ältere Vorstellung von gleichem Inhalte zur Reproduction und ist letztere zugleich das Anfangsglied einer Vorstellungsreihe, so reproducirt sich diese. Entspricht die Wirklichkeit nicht gleich diesen reproducirten Vorstellungen, so entsteht in Folge der Hemmung ein Unlustgefühl, das sich wie eine Spannung in unserem Bewußtsein bemerklich macht und wächst, wenn mehrere Glieder der reproducirten Reihe durch die Wirklichkeit bestätigt wurden und die nachfolgenden Glieder noch immer in der Zukunft liegen.

Hat z. B. der Wanderer auf seinem Wege einen Punkt erkannt, der nicht mehr weit von dem Ziele seiner Reise entfernt ist, so reproducirt sich ihm die Vorstellung des noch übrigen Weges, insbesondere des Zieles selbst mit allen Vorstellungen, die damit zusammenhängen oder die seine Einbildungskraft daran knüpft. Nun bestätigt eine zweite, eine dritte Wahrnehmung die Nähe des Zieles, und bei jedem Wiedererkennen eilt die Phantasie voraus, immer rascher immer kühner, je öfter sich die Reproduction wiederholt hat; kein Wunder, daß zuletzt die Verwirklichung immer langsamer von Statten zu gehen scheint, und daß die Spannung wächst, zumal die Phantasie manchen Sprung thut, dem die Wirklichkeit nicht entspricht.

Diese in der Erwartung liegende Spannung ist stets ein Unlustgefühl, welches seinen Abschluß findet durch die Auflösung, die in zweierlei Art eintreten kann: Die Erwartung wird entweder bestätigt, oder sie bestätigt sich nicht. Im ersten Falle ensteht durch das Wegfallen der Hemmung und durch die Förderung des Vorstellungsablaufes das Lustgefühl der Befriedigung; im zweiten Falle resultirt das Unlustgefühl der Täuschung, indem die eingebildete Vorstellungsreihe durch die ihr entgegengesetzte Lösung eine unüberwindliche Hemmung erduldet.

Wenn wir den Gegenstand nicht bloß erwarten, sondern auch durch Handlungen herbeizuführen streben, so erfolgen die ganz ähnlichen Gefühle des Suchens und Findens, des Gelingens und Mißlingens.

Knüpft sich das Gefühl der Erwartung an die anticipirte Vorstellung eines Ereignisses, auf welches aus irgend einem Grunde unsere lebhafte Aufmerksamkeit (unser Interesse) gerichtet ist, und läßt das Erwartete lange auf sich warten, so steigert sich die Spannung zum Unlustgefühl der Ungeduld.

Verspricht der im Voraus angenommene Erfolg eine Lust, welche wir mit Hilfe der Einbildungskraft schon vorweg genießen, so entsteht das Gefühl der Hoffnung, — eines der angenehmsten und allgemeinsten Gefühle, das den Menschen in allen seinen Lebenslagen von der Wiege bis zum Grabe begleitet, ihm jede Freude vervielfacht und jedes Leid ertragen hilft.

Erwarten wir einen Erfolg, von welchem wir wissen, daß er unsere Vorstellungskreise hemmen, daher Unlust erzeugen werde, so beherrscht unser Bewußtsein die Besorgniß, ein Unlustgefühl, weil die Phantasie die erwartete Unlust schon im Voraus vermittelt.

Zweifel ist ebenfalls eine Erwartung, die aber auf zwei oder mehrere Endglieder sich bezieht, welche mit verschiedenen wechselnden Graden der Wahrscheinlichkeit vorgestellt werden. Weil alle diese möglichen Endglieder abwechselnd im Bewußtsein zum Steigen kommen, stets aber durch die andern möglichen Fälle eine Hemmung erleiden, so entsteht eine quälende Unruhe im Bewußtsein, welche, sei der Ausgang wie er wolle, stets eine Erleichterung zur Folge hat. — Gesellt sich zu dem Zweifel eine starke Besorgniß bezüglich eines fast zur Gewißheit wahrscheinlichen ungünstigen Erfolges und schwindet dagegen die Möglichkeit der entgegengesetzten günstigen Erfolge, so steigert sich die Unruhe zu dem unerträglich erscheinenden Gefühle der Verzweiflung, welches sehr leicht in einen Affect übergehen kann.

Den Gegensatz zur Erwartung bildet die Ueberraschung. Tritt nämlich ein Ereigniß ein, welches wir gar nicht oder anders erwartet haben, so erregt die Vorstellung davon, weil ihr plötzlicher und un=

vermittelter Eintritt die herrschende Vorstellungsmasse hemmend erschüttert, ein Unlustgefühl, gleichviel ob das Ueberraschende uns günstig oder ungünstig ist. Im letzteren Falle bleibt es ein Unlustgefühl, mildert sich aber allmählich; während die freudige Ueberraschung sehr bald in ein entschiedenes Lustgefühl umschlägt.

II. Qualitative oder höhere Gefühle.

§ 38. Im Allgemeinen.

Diese Gefühle haben das Eigenthümliche, daß sie vor Allem von der objectiven Beschaffenheit jener Vorstellungen abhängen, durch welche sie erregt werden. Deshalb lassen sich hier die Gegenstände namhaft machen, auf welche sich diese Gefühle wie auf ihren besonderen Inhalt beziehen. Solche Gegenstände sind vor Allem das Schöne, Wahre und Gute, sodann auch das eigene und fremde Ich.

Die Möglichkeit solcher Gefühle beruht darauf, daß es Gegenstände giebt, welche zusammengesetzt sind und deren Theile ein derartig übereinstimmendes oder nicht übereinstimmendes Verhältniß zu einander haben, daß man sich nur unbefangen der Auffassung derselben hinzugeben braucht, um eine Förderung oder Hemmung des Vorstellens zu erfahren. Dabei ist also gleichwohl das Bewußtsein des Menschen der Schauplatz dieser Gefühle; allein die sich fördernden oder hemmenden Vorstellungen treffen nicht erst zufälligerweise hier zusammen, sondern sind nach ihrem harmonischen Verhältnisse schon in dem Objecte gegeben, ohne daß es einer subjectiven Zuthat bedürfte. Da die richtige Auffassung von Verhältnissen Denkthätigkeit erfordert, so folgt, daß die qualitativen Gefühle insbesondere die Thätigkeiten des Verstandes und der Vernunft begleiten, daher sie auch höhere Gefühle genannt werden im Gegensatze zu den niederen, welche mehr die sinnliche Wahrnehmung begleiten. Nach dem Objecte, woraus die höheren Gefühle entstehen, kann man sie eintheilen in ästhetische, intellectuelle, moralische und religiöse.

§ 38. Aesthetische Gefühle.

Viele Gegenstände sind so beschaffen, daß ihre Vorstellung allein, sobald selbe in allen ihren Theilen mit Klarheit im Bewußtsein auftritt, ein Lust- oder Unlust-Gefühl in uns erregt; wir sagen dann, dieser Gegenstand mißfalle, jener gefalle uns, und nennen denjenigen

Gegenstand, der uns unwillkürlich und unbedingt gefällt, schön, — denjenigen aber, der uns unwillkürlich und unbedingt mißfällt, häßlich. Alle Gefühle des unbedingten von jedem fremdartigen Nebeninteresse freien Gefallens oder Mißfallens nennt man ästhetische.

Um nun das ästhetische Gefühl richtig zu erfassen, ist es nothwendig, seine Eigenthümlichkeit genauer zu betrachten.

1. Man darf das ästhetische Gefallen oder Mißfallen nicht mit der sinnlichen Lust oder Unlust, d. h. man darf Schönes und Häßliches nicht mit dem Angenehmen und Unangenehmen verwechseln. Das Angenehme haftet an der Materie des Empfundenen, das Schöne dagegen an der Form; das Schöne läßt sich daher abgesondert von dem Gegenstande, an dem es erscheint, vorstellen.

2. Das völlig Einfache kann nie Object des ästhetischen Wohlgefallens oder Mißfallens werden, sondern nur ein Zusammengesetztes. Immer sind es Verhältnisse zwischen zwei oder mehreren Gliedern, welche das Prädicat schön oder häßlich erhalten.

Ein einzelner Ton kann wohl angenehm, aber nicht schön genannt werden; schön kann nur ein aus Tönen Zusammengesetztes (Accord, Melodie, Harmonie) sein. Eine einzelne Farbe kann dem Auge angenehm sein, doch wird die Zusammenstellung derselben mit einer anderen, ebenfalls angenehmen als häßlich erklärt werden können („Blau und Roth — Bauernmod'"). Das Schöne an einem Gemälde besteht in einem gewissen Zusammenwirken von Formen, Farben, Beleuchtungsgraden 2c.

3. Aber nicht blos zusammengesetzt muß das Object des ästhetischen Wohlgefallens oder Mißfallens sein, sondern es können nur gleichartige (aber nicht gleiche!) Vorstellungen als Glieder eines ästhetischen Verhältnisses auftreten (also Töne mit Tönen, Farben mit Farben, Raumgrößen mit Raumgrößen, Handlungen mit Handlungen 2c.)

4. Das Schöne und Häßliche ist nicht mit dem Nützlichen und Schädlichen zu verwechseln; denn das Nützliche hat nur einen durch den Zweck bedingten Werth, das Schöne unbedingten. Das Schöne ist an sich werthvoll, ist Selbstzweck.

Das Schöne ist durch seine sinnliche Außenseite, vermöge welcher es der Auffassung so leicht zugänglich ist, besonders geeignet, auf die Gemüther der Menschen zu wirken und sie mittelst der Sinnlichkeit zu höheren Dingen zu erheben.

Daß nicht alle Menschen gleiche Urtheile über Schön und Unschön fällen, liegt in der subjectiven Befangenheit des Einzelnen.

§ 40. Intellectuelle Gefühle.

Die intellectuellen Gefühle sind diejenigen, welche die Fällung der Urtheile begleiten, und zwar während der dem Urtheile vorangehenden Ueberlegung als Unlust, nach der Entscheidung als Lust oder

Unlust auftreten. Es kommen hier dieselben Beziehungen vor, wie bei der Erwartung und den mit derselben zusammenhängenden Gefühlen. Wie bei der Erwartung der sinnlichen Wahrnehmung, so geht hier dem Erkennen der Wahrheit eine gewisse Spannung voran und gibt zum Erforschen derselben einen bedeutenden Antrieb. Man hat dieses Gefühl das Wahrheitsgefühl genannt. So wie wir bei der Erwartung einen Erfolg anticipiren, so setzen wir durch das Wahrheitsgefühl ein Urtheil voraus, das aber zunächst in der Schwebe ist, bis hinlängliche Gründe zu seiner Stütze oder zu seiner Verneinung in Vorstellung getreten sind. So wie die Erwartung in Hoffnung und Besorgniß übergeht, so wandelt sich das Wahrheitsgefühl in das Wahrscheinlichkeits- und Unwahrscheinlichkeitsgefühl um; und so wie die Erwartung zu Ungeduld und Zweifel wird, so haben wir auch hier ähnliche Gefühle. Die Spannung, welche in dem Wahrheitsgefühl liegt, findet ihren Abschluß in den Gefühlen der Befriedigung oder Enttäuschung. Um die Parallele zu vollenden, brauchen wir nur noch zu erwähnen, daß auch das Denken zu einer Art Ueberraschung führen könne.

Das intellectuelle Gesammtgefühl ist es, das sich an den allmähligen Ausbau unserer Ueberzeugungen und an den Fortschritt unseres wissenschaftlichen Gedankenkreises knüpft. Dieses Gefühl beruht auf der Uebereinstimmung oder dem Widerstreit der neu hinzukommenden Begriffe und Urtheile mit der Gesammtheit der bereits erworbenen Ueberzeugungen und Erkenntnisse. Je leichter die Aneignung sich vollzieht, je passender sich das Neue in den Rahmen des Alten einfügt, desto lebhafter werden die Lustgefühle, welche sich an diesen Vorgang knüpfen. Je größer dagegen der Widerstreit des Neuen gegen das Ganze unserer Ueberzeugungen ist, desto heftigere Unlustgefühle werden sich hiebei einstellen; am heftigsten werden diese, wenn durch das neue Urtheil der in uns herrschende Vorstellungskreis erschüttert und zur Wandlung gezwungen wird (Aenderung der Weltanschauung, der Lebensgrundsätze, des Glaubens 2c.).

Das Wahrheitsgefühl in der Jugend zu wecken und zur Entwicklung zu bringen ist eine der wichtigsten Aufgaben des Lehrers. Er gebe der Jugend die Wahrheit nicht immer als fertiges Dogma hin, sondern biete nur Mittel, daß die Jugend dieselbe suchen und finden, — und hierin die hohe Lust der Wahrheitsgefühle verkosten könne; — dann erzieht er Forscher.

§ 41. Moralische Gefühle.

Während das verständige Denken von ästhetischen und intellectuellen Gefühlen begleitet ist, — werden durch vernünftiges Denken moralische und religiöse Gefühle geweckt.

Die sittlichen, (moralischen, ethischen) Gefühle sind den ästhetischen am nächsten verwandt. Das Gemeinsame beider besteht darin, daß sowohl das Schöne als das Sittliche unbedingt gefällt, während ihre Gegentheile unbedingt mißfallen; daß beide auf Verhältnissen gleichartiger Glieder beruhen; endlich daß beide auf Musterbegriffe, Ideen und Ideale führen, d. h. auf solche unwandelbare Begriffe, welche wenn sie rein gedacht werden, ungetrübten und unwillkürlichen Beifall erzeugen. Der Unterschied liegt aber darin, daß das Schöne erstlich einen größeren Umfang hat, indem das Sittliche sich ausschließlich auf Willensverhältnisse, Gesinnungen und Handlungen des Menschen bezieht, weshalb es mit der Person unzertrennlich verknüpft ist, während das Schöne sich stets isoliren läßt; ferner sind die Vorschriften der Ethik kategorisch, die Normen der Aesthetik nur hypothetisch. (Sittlich sein und sittlich handeln muß jeder, der einen wahren Werth haben soll; schön sein und Schönes schaffen kann und muß nicht Jeder.)

Sollen sittliche Gefühle in uns entstehen, so ist vor Allem erforderlich, daß sich in uns, angeregt durch Erziehung und Bildung, eine gewisse Welt- und Lebensansicht ausgebildet hat. Wir müssen uns wenigstens einigermaßen klar geworden sein über den Zweck und die Aufgabe des menschlichen Lebens, — wir müssen durch vernünftiges Denken uns Musterbilder entworfen haben. Aus diesen bildet sich im fortschreitenden Gange unserer Bildung ein Allgemeinwille d. h. der allgemeine Vorsatz, dem, was man als gut erkannt hat, das Einzelwollen zu unterordnen. Dann, nur dann wird sich in jedem Einzelfalle ein entschiedenes sittliches Gefühl einstellen. Dem Allgemeinwollen liegt eine mit unserem Ich innig verwachsene Vorstellungsmasse (das „Gewissen") zu Grunde, welche jedem eigenen oder fremden Einzelnwollen appercipirend entgegenkommt; in Folge dessen kommt entweder eine Förderung oder Hemmung zum Ausdrucke, — es äußert sich ein sittlicher Beifall (Billigung), oder ein sittlicher Tadel (Mißbilligung).

Die moralischen Gefühle sind demnach nichts Anderes als die Wohl- und Wehegefühle, welche entstehen aus der Einstimmung oder dem Widerstreite der einzelnen Willenserscheinungen mit den sittlichen Ideen; sie sind diejenigen Gefühle, durch welche die ewigen unabweisbaren Gebote oder Verbote des Gewissens zu unserem Bewußtsein reden.

§ 42. Religiöse Gefühle.

Sehr nahe verwandt mit den moralischen sind die religiösen Gefühle. Man versteht darunter jene Gefühle, welche in den Vor-

stellungen des Menschen von einer übersinnlichen Welt, deren Mittelpunkt Gott ist, ihre Anregung finden.

Durch Vernunft gelangt der Mensch zu Urtheilen und Begriffen über den Endzweck einerseits und den Urgrund alles Daseins anderseits. Die Erfahrung bestätigt seine Ohnmacht, seine Abhängigkeit von höheren Mächten, — er kommt dazu, an eine waltende Vorsehung zu glauben; die religiöse Erziehung führt ihn zur Erkenntniß der religiösen Ideen, zur Vorstellung von Gott und einer jenseitigen Welt. Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe zu Gott sind Gefühle, welche daraus entspringen und in der Gottesverehrung und in den religiösen Uebungen ihren eigentlichen Ausdruck finden.

Diese Gefühle sind sehr wichtig, weil sie den Menschen in den Wechselfällen des irdischen Lebens erheben; ihre größte Bedeutung erhalten sie aber dadurch, daß sie die vorzüglichste Stütze der Moral sind, indem sie das Sittengesetz, welches ohne sie nur als Forderung unserer beschränkten Vernunft erscheint, als Ausspruch des göttlichen Willens erscheinen lassen.

Die sorgfältige Betrachtung der Natur fördert mächtig den Gottesglauben und die religiösen Gefühle. Die ewige Ordnung im Haushalte der Natur, der tiefsinnige, menschlicher Vernunft kaum erreichbare Plan, der sich durch alle Naturerscheinungen hinzieht, das wunderbar berechnete Ineinandergreifen der Einzelnerscheinungen zur Erreichung eines obersten Zweckes, — dies Alles gewährt mehr als eine Garantie für das Dasein eines obersten Weltregierers. Deshalb waren die größten Naturforscher von jeher die frömmsten Menschen. Man erzählt von Newton, dem Manne, der am tiefsten hineingeblickt hat in die Ordnung des Universums, er habe niemals den Namen Gottes aussprechen können, ohne sein Haupt zu entblößen.

§ 43. Selbstgefühl.

So wie die ästhetischen und intellectuellen Gefühle auf Förderungen der Verstandesthätigkeit, die moralischen und religiösen Gefühle auf Förderungen der Vernunftthätigkeit beruhen; so entsteht durch Förderung des Selbstbewußtseins dasjenige Gefühl, welches man Selbstgefühl nennt.

Das Ich ist der stärkste Vorstellungskreis des Menschen, denn er wird von der gesammten Vorstellungsmasse getragen. Allein, das Ich stößt in seiner nach Außen gerichteten Thätigkeit häufig auf Hindernisse und Schranken (Naturgewalten oder die selbstbewußte Thätigkeit anderer Menschen); insofern es ihm nun gelingt, diese Hindernisse zu überwinden, diese Schranken zu übersteigen, fühlt es sich größer, mächtiger, unumschränkter. Die Förderung der Ich-Vorstellung durch Ueberwindung der sich ihr von Außen entgegenstellenden Hindernisse begründet das Selbstgefühl. Je vollständiger die Ueberwindung ist, desto intensiver wird auch das Selbstgefühl sein.

Schon das Kind zeigt ein Vergnügen an solchen Beschäftigungen, durch welche das Uebergewicht seines eigenen Ich sich geltend macht; es hat seine Freude, wenn es Gegenstände bewegen und verändern, Lebloses und Lebendiges sich dienstbar machen kann. Mit der Kraft wächst auch das Gefühl des Ich. Da der ungebildete Mensch nur die Körperkraft kennt, so bezieht sich bei ihm das Selbstgefühl nur auf diese und äußert sich, wenn's hoch kommt in der Herrschbegierde; edler und höher steht es beim Gebildeten, indem es sich auf die Kraft des Geistes bezieht; bei ihm erst erscheint das Selbstgefühl geläutert, wahr.

Das Selbstgefühl kann ein wahres oder falsches sein. Letzteres ist dann vorhanden, wenn der Mensch sich entweder gar nicht fühlt (absolut findet dies wohl niemals statt) oder wenn er seine Kräfte zu hoch oder zu niedrig anschlägt; ersteres dagegen dann, wenn der Mensch sich als das erkennt und fühlt, was er wirklich ist.

Das zu schwache Selbstgefühl hat seinen Grund in der mangelhaften körperlichen und geistigen Entwicklung, im Mangel an Willenskraft; und äußert sich als Gefühl der Schwäche und Ohnmacht, Furcht und Verzagtheit. — Das zu starke Selbstgefühl hat seine Ursache in zufälligen körperlichen Vorzügen, verbunden mit einer oberflächlichen geistigen Bildung; und äußert sich durch Verachtung und Geringschätzung aller Belehrung, Ermahnung, der Autorität und der Gesetze; Eigensinn, Muthwillen, Herrschsucht, — Menschenhaß und Grausamkeit sind Auswüchse des zu starken Selbstgefühls.

Die wahre Bildung führt zum wahren Selbstgefühl, das sich zeigt in richtiger Beurtheilung seiner selbst und Anderer, Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, im regen Sinne für Recht und Ehre, festen Willen und kräftigen Handeln.

Das Selbstgefühl erhält eine Erweiterung, wenn das Ich Anerkennung und Geltung in den Vorstellungskreisen Anderer errungen hat. Diese Erweiterung des Selbstgefühls in Anderen und durch sie heißt Ehre und begründet das Ehrgefühl. Das Ehrgefühl hat seine Berechtigung und ihm zu genügen ist sogar Pflicht des Menschen; denn die richtige Erkenntniß und Würdigung unserer selbst wird leichter durch fremdes Urtheil vermittelt, weil dieses weniger verfälscht ist. Doch darf dem Ehrgefühl nicht übertrieben gefröhnt werden, da sonst aus der fügsamen Nachgiebigkeit gegen die allgemeine Meinung oder gegen den „Geist des Standes" sehr leicht der Einzelne seine Selbständigkeit einbüßt und leicht zu unsinnigen und unsittlichen Handlungen getrieben wird (Duell, Krieg).

Die potenzirte Ehre ist Ruhm; derjenige, der nach Ruhm strebt, begnügt sich nicht mit der Anerkennung des Selbst im Kreise der Umgebung, sondern beansprucht

eine Anerkennung in den weitesten Kreisen ohne alle Grenzen des Raumes und der Zeit, und will nicht blos den gewöhnlichen Anforderungen Anderer entsprechen, sondern dieselben übertreffen.

Das Selbstgefühl kann bescheiden oder anmaßend, hochmüthig oder demüthig auftreten und in Eitelkeit und Stolz übergehen. Der Anmaßende schätzt sich zu hoch und verlangt auch von Anderen höher geschätzt zu werden, als er es verdient; der Hochmüthige will überdies, daß sich Andere im Vergleiche zu ihm geringer schätzen; die Demuth (wohl zu unterscheiden von der falschen Demuth!) enthält die Gewährung, daß Andere im Vergleiche mit uns sich höher und uns geringer schätzen. Der Bescheidene hält das richtige Maß im Selbstgefühl und will es auch von Anderen aufrecht gehalten wissen. Der Eitle legt sich wegen nichtiger und werthloser Dinge einen Werth bei und hält vor Allem auf äußere Ehrenbezeigung; eine Art der Eitelkeit ist der Bettelstolz, von dem der eigentliche Stolz zu scheiden ist. Der Stolze weiß und zeigt es, daß ihm Ehre gebührt, übersieht die Ehrenbezeigung, hält aber viel auf wirkliche Achtung. Den edlen Stolz soll der Mensch fühlen, muß aber achten, daß derselbe nicht in Eitelkeit oder Hochmuth umschlägt.

§ 44. Rechtsgefühl.

Das Rechtsgefühl entsteht aus dem Mißfallen am Streite. Im Streite nämlich treffen zwei Willen einander so entgegen, daß sie auf einen und denselben Gegenstand gerichtet sind, welcher aber nur einem von beiden zukommen kann. Die Vermeidung des Streites, welcher in jedem Vorstellenden Mißfallen erregt, führt auf die Nothwendigkeit des Rechtes. Unter Recht im objectiven Sinne versteht man dasjenige, was entweder durch ausdrückliche oder stillschweigende Uebereinkunft der betheiligten Willen über irgend einen Gegenstand zur Beseitigung eines wirklich entstandenen oder möglicher Weise zu entstehenden Streites festgesetzt ist. Unter Recht im subjectiven Sinne versteht man die unter Voraussetzung der objectiven Rechtssatzungen sich ergebende Befugniß, Leistungen von einem Andern zu fordern, oder etwas dem etwa sich erhebenden fremden Willen zuwider zu thun, ohne dabei den Vorwurf der Streiterhebung auf sich zu ziehen.

Wo nun wohlbegründete Ansprüche nicht beachtet, eingeräumte Befugnisse mißbraucht oder gar einseitig zurückgenommen werden, wo Jemand widerrechtlichen Zwang übt und in die Rechte eines Andern eingreift und diese schmälert, — da äußert sich in uns das Rechtsgefühl als ein Unlustgefühl; dagegen erscheint es in der Form eines sittlichen Lustgefühles, wenn ein lange mißachtetes Recht zur Geltung gelangt, und ein Streit nach objectivem Rechte friedlich beigelegt wird.

Das Rechtsgefühl äußert sich im Menschen oft so kräftig, daß derselbe vor lauter Rechtsgefühl sich verleiten läßt, dem Unrechtthuenden ein Unrecht zuzufügen. Die Rechtsgefühle gehören überhaupt zu den stärksten Gefühlen, schlagen deshalb sehr leicht in Affecte um.

§ 45. Mitgefühl.

Nehmen wir auf irgend eine Art ein fremdes Gefühl wahr, so können wir dabei selten ganz gleichgiltig bleiben; es reproduciren sich nämlich, durch die Wahrnehmung geweckt, dieselben Vorstellungen, welche bei dem Anderen das Gefühl erzeugen, so daß in uns ein ähnlicher Zustand hervorgebracht werden kann; d. h. wir fühlen mit, wir sympathisiren mit dem Anderen. Das Mitgefühl oder das sympathetische Gefühl ist demnach jenes Gefühl, welches entsteht bei der Wahrnehmung eines fremden Gefühls und welches dem wahrgenommenen Gefühle dem Tone nach gleich ist. Je nachdem das fremde Gefühl Lust oder Leid war, wird das Mitgefühl Mitfreude oder Mitleid sein.

Zur Entstehung des sympathetischen Gefühles ist daher vor Allem nöthig, daß wir die Aeußerungen des fremden Gefühles auffassen und richtig verstehen, daß wir fähig sind, uns in die Zustände des Anderen hineinzudenken und daß sich nicht in uns Vorstellungen regen, welche die Reproduction der Vorstellungen des Anderen hemmen; wir fühlen daher am reinsten und stärksten mit unseren Angehörigen, unseren Bekannten und mit unseren Schicksalsgenossen.

Da sich jedoch in das Mitgefühl unwillkürlich die auf den eigenen Zustand bezüglichen Vorstellnngen einmengen, so wird das Mitgefühl sehr leicht zu einem gemischten Gefühle. So mischt sich zum Mitleid sehr leicht die Freude über die Unversehrtheit des eigenen Ich, zur Mitfreude dagegen häufig das Leid über den eigenen minder glücklichen Zustand. Aus diesem Grunde ist auch das Mitleid (wenn auch nicht das reine) häufiger anzutreffen, als die Mitfreude.

Treten die beigemischten entgegengesetzten Gefühle in den Vordergrund, so können sie leicht das Mitgefühl ersticken und es sogar in ein antipathisches Gefühl umwandeln; so wird aus der Mitfreude der Neid, wenn wir ob fremder Freude uns betrüben, — und aus dem Mitleid die Schadenfreude, wenn wir ob fremden Leides uns freuen.

Die übertriebene Eigenliebe, von der die meisten Menschen befangen sind, bewirkt, daß das gemischte Mitleid und der Neid am häufigsten stattfinden; zur Ehre der Menschheit gereicht es aber, daß die Schadenfreude, der häßlichste Auswuchs des verderbten Gemüthes, eben so selten, wie allgemein verhaßt ist.

Das Mitgefühl ist insofern wichtig, als es die Brücke baut zum Wohlwollen und zur Liebe, welche den Schwerpunkt der moralischen Ideen bilden. Das Gegengefühl, obgleich zuweilen zu entschuldigen (wer wird z. B. sich nicht befriedigt fühlen, wenn der Bösewicht entlarvt, in seiner Erbärmlichkeit dasteht!), ist im Allgemeinen doch verwerflich, weil es leicht zum Uebelwollen und zum Hasse ausarten kann.

Von den sympathetischen Gefühlen wohl zu scheiden sind die Sympathie und Antipathie, — dunkle, zuweilen schwer erklärliche Gefühle, in Folge deren wir uns von fremden Personen nach dem ersten flüchtigen Totaleindrucke, den dieselben auf uns gemacht haben, angezogen oder abgestoßen finden, ohne uns der Gründe dafür bewußt zu sein.

B. Von den Gemüthserschütterungen oder Affecten.

§ 46. Begriff des Affectes.

Der Affect ist der Gemüthsruhe gerade entgegengesetzt. In der Gemüthsruhe nimmt unser Denken seinen ungestörten regelmäßigen Verlauf; im Gefühle erhält der Gedankenfluß eine über oder unter das gewöhnliche Maß gehende Bewegung; im Affecte kommt uns das Denken abhanden, verlieren wir die Besinnung.

Wird nämlich die Gemüthsruhe durch plötzliche und gewaltsame Eindrücke derartig gestört, daß sich die Störung auf den körperlichen Organismus selbst überträgt, und dieser nun den Gang der Vorstellungen so beeinflußt, daß das denkende Ich seine Gewalt darüber verliert, so nennen wir diesen Zustand Affect oder Gemüthserschütterung.

Der Affect unterscheidet sich demnach sehr deutlich von dem Gefühle, obgleich er seiner Quelle, seiner ersten Veranlassung nach von diesem häufig nur einen kleinen Schritt entfernt ist. Wie leicht z. B. übergeht das Gefühl der Unterhaltung in den Affect der Ausgelassenheit! Wie leicht werden Ueberraschung, Zweifel und Rechtsgefühl zu Affecten! Wir sind in heiterer Stimmung oder es regt sich das Rechtsgefühl, — ein klein wenig Gemüthsstörung zu viel, und wir kennen uns nicht mehr, werden von der Freude, von der Entrüstung hingerissen zu Vorstellungen und Handlungen, welche wir im ruhigen Denken verurtheilen; wir verlieren in der Ueberraschung, im Schreck unser Ich, so daß wir sprach- und gedankenlos dastehen oder gar in Ohnmacht verfallen; die Verzweiflung treibt uns zu Thaten, durch die wir unser Ich aufgeben und zerstören.

Die Störung also, welche in unserem Bewußtsein den Affect erzeugt, ist zunächst zwar nur durch Intensität verschieden von der Störung, auf welcher das Gefühl beruht, — doch unterscheidet sie sich wesentlich durch ihre Wirkung. Im Gefühle wächst einerseits der Fluß der Vorstellungen, wird aber noch vom Denken geleitet; etwas Störung mehr, — und es stürmen die Vorstellungen im mechanischen Verlaufe, vom Denken unlenkbar, dahin. Im Gefühle stockt anderseits der Vorstellungsablauf und wird langsamer; bleibt er momentan ganz stehen, so haben wir den Affect vor uns. Die Gemüthserschütterung äußert sich demnach, ähnlich wie das Gefühl auf zweierlei Art: entweder wird der Vorstellungsablauf aufs Höchste gesteigert, so daß er, sich verwirrend und überstürzend, völlig überfluthet; oder es findet das Gegentheil statt, — es tritt eine vollständige Leere im Bewußtsein ein.

Das auffallendste und deutlichste Unterscheidungsmerkmal zwischen Gefühl und Affect liegt aber darin, daß wir im ersteren die äußere, körperliche Ruhe behalten, während sie im Affect verloren geht. Der gewaltige Stoß, den unsere gesammte Vorstellungsmasse durch den affecterzeugenden Eindruck erleidet, pflanzt sich nämlich in Folge der innigen Wechselwirkung zwischen Leib und Seele auf das gesammte Nervensystem fort; daher die auffallenden körperlichen Erscheinungen, die den Affect begleiten und die sich in der plötzlichen An- und Abspannung der Muskeln (Ballen der Fäuste, Stampfen mit den Füßen, Lachen, Zittern, Krampf, Lähmung); in der veränderten Blutcirculation (Erröthen, Erbleichen, Herzschlag), Aus- und Absonderung (der Galle, des Speichels, der Thränen, des Schweißes) und Respiration (zorniges Schnauben und außer Athem Gerathen) kundgeben.

Die ungewöhnliche Störung der Nervenzustände übt aber auf die Seelenzustände eine gewaltige Rückwirkung aus. Der gesteigerte oder herabgedrückte Erregungszustand der materiellen Masse des Nervensystems kann, dem Beharrungsgesetze gehorchend, nicht sofort zu seiner normalen Thätigkeit zurückkehren und verhindert eben dadurch die Rückkehr der Vorstellungen zu ihrem normalen Gleichgewichtszustande. Der Affect muß austoben; erst wenn sich der Aufruhr in den Nervenzuständen allmählig gelegt hat, können auch die Seelenzustände zu ihrer normalen Lage zurückkehren. So ist es also der Körper, der im Zustande des Affectes, allerdings nur vorübergehend, den Geist unter seine Herrschaft beugt und ihm die freie Selbstbestimmung raubt.

Demnach kann man den Affect definiren als *eine plötzliche und gewaltsame Störung der Gleichgewichtslage der Vorstellungen, welche in Folge eines überraschenden*

Eindruckes durch Mitwirkung des körperlichen Organismus herbeigeführt und mit heftigen Gefühlserregungen verbunden ist.

Wie sehr der körperliche Zustand auf das Entstehen und Vergehen der Gemüthserschütterung Einfluß nimmt, bestätigt vielfach die Erfahrung. Kant räth als Besänftigungsmittel an, dem Aufgeregten einen Stuhl zu bieten; ein Glas Wasser, eine Prise, eine Zigarrre thun ebenfalls gute Dienste.

Nicht ohne Grund hat man die Temperamente, mit denen die Affecte eng zusammenhängen, nach körperlichen Zuständen benannt. Die Blutfülle soll beim Sanguiniker (sanguis — Blut) Ursache sein, daß er leicht erregt, aber auch leicht besänftigt werde; der Choleriker neige zu thatkräftigen Affecten, weil bei ihm die Galle leicht überfließe (cholera — Gallergießung); beim Melancholiker sei die schwarze stockende Galle (melanchole — schwarze Galle) Schuld, daß er zum Trübsinn neige. Im Gegensatz zu Allen sei der Phlegmatiker deshalb gefühlsstumpf, weil sein Blut schleimig dick sei (phlegma — zäher Schleim).

Die Neigung zu Affecten hat jedenfalls in der bleibenden und momentanen Körperverfassung seine Ursachen. Doch ist von nicht unerheblichem Einfluße darauf die Erziehung (im weitesten Sinne des Wortes) und die Gewohnheit.

Mit den Affecten werden im gewöhnlichen Sprachgebrauche die Leidenschaften verwechselt; der wesentliche Unterschied beider Zustände wird später klar werden.

§ 47. Eintheilung der Affecte.

Der Betonung nach sind die Affecte, so wie die Gefühle, entweder angenehm oder unangenehm, am häufigsten gemischt, und zwar in einer größeren Mannigfaltigkeit von Schattirungen und Vermischungen, als daß eine erschöpfende Aufzählung in dieser Beziehung möglich wäre; denn die Affecte sind Zustände, welche eben so rasch wechseln, als sie rasch vorübergehen.

Je nachdem die Intensität des Vorstellens erhöht oder herabgemindert, der Horizont des Bewußtseins erweitert oder verengt, der Rhythmus des Vorstellungslaufes beschleunigt oder verzögert wird, theilt man die Gemüthserschütterungen in zwei Hauptgruppen:

1. lösende, rüstige oder sthenische, oder auch Affecte der Ueberfüllung;

2. bindende, lähmende oder asthenische, oder auch Affecte der Entleerung des Bewußtseins.

Die physiologischen Erscheinungen, welche beiderlei Affecte begleiten, werden natürlicher Weise dem Vorstellungslaufe entsprechend sein; im ersten Falle nämlich werden die aus der höchsten Erregung, im zweiten Falle die aus der tiefsten Abspannung des Nervensystems folgenden körperlichen Zustände resultiren. Doch gehen sehr viele Affecte in ihrem Verlaufe durch beide Stadien durch, sind z. B. in ihrem Ausbruche (der freilich hier entscheidend ist) bindend und

verlaufen dann die Vorstellungen lösend. Auch zeigt sich derselbe Affect bei verschiedenen Menschen häufig in ganz entgegengesetzter Weise. So zeigt sich z. B. der höchste Zorn (der Repräsentant der rüstigen Affecte) bei manchen Menschen lähmend; in der Regel hebt er freilich eine ganze Fluth von Vorstellungen über die Schwelle des Bewußtseins, welche in ihrem regellosen Drängen dem Menschen die Besinnung rauben und von denen einzelne zu den höchsten Intensitätsgraden emporschnellen, so daß die Handlungen, die daraus entspringen, den Charakter des Extravaganten an sich tragen. Bei der Furcht (dem besten Beispiele für die asthenischen Affecte) findet im Gegentheil eine plötzliche Ebbe von Vorstellungen statt, indem eine einzige ungebührlich emporgehobene Vorstellungsmasse (der gefürchtete Gegenstand) ein allgemeines Sinken der Vorstellungen bewirkt und die eingetretene Gemüthsleere sich auch äußerlich durch Schweigen, Zittern, Unentschlossenheit und Thatenlosigkeit ausdrückt.

Passend könnte man auch die Affecte, so wie die Gefühle, eintheilen: a) in allgemeine, vom Inhalt der zu Grunde liegenden Vorstellungen mehr oder minder unabhängige; b) in besondere (qualitative), von dem Inhalte der betreffenden Vorstellungen abhängige Affecte.

1. So schließen sich an die allgemeinsten Gefühle auch die allgemeinsten Affecte an; sie sind: Heiterkeit, die sich in Mienen, Lustigkeit, die sich in Worten, Ausgelassenheit, die sich in Handlungen äußert; und ihre entsprechenden Gegensätze: Verstimmung, Betrübniß und Aerger.

2. An die Gefühle, welche mit der Erwartung zusammenhängen, reihen sich die Affecte: Ungeduld (die sich äußerlich Luft machende starke Spannung der Erwartung), Kummer und Furcht, schwärmerische Hoffnung, Verzweiflung, Gram, Ueberraschung, Schreck, Grauen und Entsetzen.

3. Auf das ästhetische Gefallen bezieht sich: Bewunderung, Schwärmerei, Entzücken; auf Mißfallen: Widerwille und Eckel.

4. Intellectuell (im engeren Sinne) wären: Verlegenheit, Begeisterung, Verblüffung und Staunen.

5. Sittlich-religiös: Rührung und Entrüstung, Scham und Reue, Ekstase und Verzückung.

6. Das Selbstgefühl betreffen: Muth, Uebermuth und Zorn, Kleinmuth und Angst;

7. Aus den Mitgefühlen oder vielmehr Gegengefühlen entspringen leicht die Affecte: Neid, Schadenfreude, Groll und Ingrimm.

Dritter Abschnitt:

Vom Streben.

A. Das Begehren im Allgemeinen.

§ 48. Begriff und Bedingungen des Begehrens.

Die Selbstbeobachtung zeigt unzweifelhaft, daß unsere Begierden stets aus Gefühlen entspringen, und daß ihre Befriedigung oder Versagung wieder auf das Fühlen zurückwirkt; es liegt demnach nahe zu vermuthen, daß dieser äußereren Gebundenheit ein innerer Zusammenhang wohl entsprechen möchte, und diese Vermuthung wird zur Ueberzeugung, wenn die genaue Zergliederung zeigt, daß das Gefühl stets ein Begehren in sich enthalte, nur daß freilich letzteres die allerverschiedensten Intensitätsgrade zeigen könne. Jeder sinnlich angenehme Reiz, jeder freudige Affect trägt in sich das Streben nach seiner Erhaltung; in jedem Schmerz in jeder traurigen Stimmung liegt ein Antrieb zu deren Vernichtung; selbst das ästhetische Gefallen und die sittliche Achtung tragen ein Streben in sich nach ihrem unveränderten Fortbestehen. Das Begehren tritt im Gefühl um so mehr zurück, je höher dieses steht, und je mehr es zur ruhigen Stimmung sich abklärt; dagegen sind heftige sinnliche Gefühle und Affecte ganz besonders von Begierden begleitet.

Durch das Zusammentreffen der Vorstellungen im Bewußtsein und durch die daraus erfolgende Wechselwirkung derselben auf einander kommen Gefühle zu Stande, indem sich die Seele der Steigerung oder Herabminderung ihrer Vorstellungsthätigkeit bewußt wird. So lange es bei diesem Bewußtwerden bleibt, haben wir ein Gefühl vor uns; gewöhnlich jedoch wendet sich die Aufmerksamkeit jener Vorstellung insbesondere zu, welche bei Erzeugung des Gefühles Ausschlag gebend

auftritt, und je nachdem das resultirende Gefühl angenehm oder unangenehm ist, steht das Bewußtsein jener Vorstellung und ihren Hilfen vornehmlich offen, — oder verschließt sich derselben und läßt deren Gegensätze zum Steigen gelangen, d. h. es übergeht die betreffende Vorstellung in Streben oder Widerstreben, — in Begehrung oder Verabscheuung.

Man kann demnach das Begehren erklären als das Innewerden des Anstrebens oder Widerstrebens einer Vorstellung (oder Vorstellungsmasse) gegen ihre im Bewußtsein vorhandenen Gegensätze.

So beschleicht uns, wenn wir einsam und verlassen in der Fremde weilen, das Heimweh zunächst als Gefühl; bald jedoch wandelt sich der Seelenzustand in ein kräftiges Streben, welches dahin abzielt, die Vorstellung der Vereinsamung und Verlassenheit durch ihre Gegensätze zu verdunkeln; die Vorstellung der Heimath taucht deshalb immer stärker auf und kämpft gegen die durch Wirklichkeit begünstigten Vorstellungen gewaltsam an, — d. h. wir begehren nach der Heimath und verabscheuen die Fremde.

Sehen wir jemanden im Reichthume schwelgen, so entstehen in uns Gefühle, indem uns die Phantasie alle jene Vorstellungen vorspiegelt, die bei uns eintreten würden, wenn wir reich wären; in Folge dessen wendet sich unsere lebhafteste Aufmerksamkeit, unser Interesse der Vorstellung des Reichwerdens zu und hebt alle Hilfen derselben in's Bewußtsein, — das Reichwerden ist unser Begehren.

Man meint zwar bei oberflächlicher Betrachtung, daß das Begehren auf einen äußeren Gegenstand unmittelbar gerichtet sei, daß also der Hungernde Brot, der Durstende Wasser, der Habsüchtige Gold begehre. Allein bei tieferer Beobachtung gelangen wir zur Ueberzeugung, daß es nicht der äußere Gegenstand selbst, der ja von der Seele nicht erreicht werden kann, sondern nur ein gegenwärtig nicht vorhandener Seelenzustand ist, auf dessen Herbeiführung die Begierde gerichtet ist, daß also Vorstellungen das Object des Begehrens sind. Allerdings können gewisse Begierden nur auf sinnlichem Wege befriedigt werden, indem erst die wirkliche Gegenwart des Gegenstandes jene Vorstellung, welche das Object des Begehrens ist, in den vollkommen ungehemmten Zustand zu heben im Stande ist.

Die Begierden sind also Seelenzustände, welche mit den Gefühlen innig zusammenhängen und so wie diese — in Vorstellungen ihren Sitz haben; es ist demnach eben so unzulässig ein eigenes Begehrungsvermögen der Seele zuzusprechen, als es unpassend ist, von einem besonderen Gefühlsvermögen zu reden.

Jede Begehrung geht auf ein Künftiges, d. h. jede Begehrung strebt etwas herbeizuführen, was noch nicht da ist; so begehrt der vom Heimweh Geplagte die Heimkehr, der Kranke die Gesundheit, der Gefangene die Freiheit. Naturgemäß entwickelt sich die Begierde aus dem Gefühle der Unlust; in jeder Begehrung liegt eine Unzufrieden-

heit mit dem vorhandenen Zustande der Vorstellungen, ein Drang über diesen Zustand hinauszukommen. Dieses Ziel kann auf zweierlei Art erreicht werden, indem nämlich eine bestimmte Vorstellung (oder Vorstellungsmasse) zur vollen Hebung, — oder, im anderen Falle, eine bestimmte Vorstellung zum Sinken gelangt. Diese bestimmte Vorstellung (oder Vorstellungsmasse) ist der Gegenstand des Begehrens; auf sie ist das Bewußtsein vor Allem gerichtet und zwar mit der Voreingenommenheit, ihre Hilfen oder Gegensätze nur insoweit einzulassen, als es die Vernichtung des Unlustgefühls bedingt. Darnach unterscheidet sich das Begehren als ein positives oder Begehren im engeren Sinne, — und ein negatives oder Verabscheuen. Das Begehren will die entscheidende Vorstellung zur vollen Klarheit bringen, will zunächst herbeiführen, was noch nicht da ist; das Verabscheuen will die entscheidende Vorstellung zur vollen Verdunkelung führen, will zunächst hinwegräumen, was da ist und sich vordrängt. Das erstere ist unmittelbar auf Zukünftiges, das letztere unmittelbar auf Gegenwärtiges, aber mittelbar auch auf Zukünftiges gerichtet; beide kommen darin überein, daß in ihnen gewisse Vorstellungen gegen einander drängen, und beide haben Befriedigung zum Ziele, jedes aber auf andere Weise. Streng genommen ist jede Begehrung beides zugleich; denn wer etwas begehrt, der verabscheut zugleich dessen Gegensatz; wer Licht und Wahrheit begehrt, der verabscheut zugleich Finsterniß und Lüge. — Für den Erfahrenen verwandelt sich das Verabscheuen mehr und mehr in positives Begehren und zwar der Mittel, die er als wirksame Gegenkräfte gegen das Verabscheuen kennen gelernt hat.

Die Dauer der Begierde ist zunächst abhängig von der Befriedigung; mit der Befriedigung erlischt die Begierde und hat nun ein Gefühl zur Folge. Viele Begierden tragen das Merkmal des Wechselnden an sich, — beruhen auf einem rhythmischen Wechsel von aufstrebender Begierde und nachfolgender Befriedigung (so wechselt z. B. bei der Arbeit Begierde und Befriedigung).

Unmittelbar vor der Befriedigung erreicht die Begierde ihren Culminationspunkt. Die Stärke des Begehrens hängt ab von der Gesammtheit der Hilfen, die für eine Vorstellung thätig auftreten; diese Summe von Hilfen kann man den Antrieb oder das Motiv der Begierde nennen. Die wirksamsten Motive sind die sinnlichen Empfindungen, besonders die in ihnen wurzelnden Triebe. Doch können auch reine Vorstellungen kräftige Motive abgeben; oft beruht eine sehr starke Begierde auf dunklen Vorstellungen (wie z. B. das Gelüste). Die öftere Reproduction der Begierde steigert auch deren Stärke, besonders wenn sich auch die Befriedigung wiederholt hat, weil diese dann zu den Motiven hinzutritt.

Jede Begierde entstammt einem entweder sinnlichen oder intellectuellen Bedürfnisse; mit der Entwickelung des Leibes und der Seele wachsen die Bedürfnisse, mithin auch die Zahl der Begierden. Und da die Vorstellungen der Sitz der Begierde sind, so wächst mit dem Gedankenkreise auch der Kreis der Begierden. Anerzogene und künstliche Bedürfnisse vermehren natürlicherweise die Begierden.

Begierde und Befriedigung verhalten sich wie Erwartung und Erfüllung. So wie die Erwartung durch Phantasiethätigkeit ihren Gegenstand idealisirt, so auch die Begierde: daher die oftmalige Enttäuschung da und dort. Der Städter strebt nach

dem Landleben, der Landmann sucht die Stadt; — beide finden unvollkommene Befriedigung.

Je mehr unser Bewußtsein unter dem Einfluß der unmittelbaren Sinnlichkeit steht und je weniger durch psychische Bildung für feste Beziehungen der Vorstellungen gesorgt ist: desto mehr ist das Gemüth den Aufregungen des Begehrens offen, einen desto stürmischeren Charakter nimmt das letztere an. Das Kind begehrt Alles, was es sieht, und der rohe Mensch ist durch unbändige Begehrlichkeit ausgezeichnet; der Gebildete dagegen weiß seine Begierden zu zügeln. Das Extrem im letzteren leistet die stoische Begehrungslosigkeit, mit der aber nicht zu verwechseln ist die auf geistiger und physischer Abstumpfung beruhende moderne Blasirtheit.

§ 49. Eintheilung der Begehrungen.

Das Wesentliche einer jeden Begehrung ist deren Inhalt und deren Motiv; denn diese zwei Stücke bestimmen die Art der Begehrung. Da aber der Inhalt, d. h. die Vorstellung des begehrten Gegenstandes, bei vielen Begehrungen (ähnlich wie bei den niederen Gefühlen) dunkel ist, — so lassen sich die Begehrungen am besten unterscheiden und eintheilen nach ihrem Motive, dem eigentlich Wirksamen bei jeder Begierde. Das Motiv, d. h. die Summe der Hilfen, welche die Vorstellung des begehrten Gegenstandes in den Zustand des Anstrebens versetzen, kann in der Sinnlichkeit oder in der Denkthätigkeit gelegen sein; darnach können die Begehrungen in zwei Gruppen geschieden werden:

1. sinnliche oder niedere Begehrungen, welche sich in den vorübergehenden sinnlichen Begierden und in den dauernden (habituellen) Zuständen des Triebes, der Neigung und Leidenschaft äußern;

2. intellectuelle oder höhere Begehrungen, als deren Ausfluß das vorübergehende Wollen und die freie Willensentscheidung einerseits, — die dauernden Zustände Freiheit des Willens und Charakter anderseits in Erscheinung treten.

B. Das Begehren im Besonderen.

I. Sinnliche oder niedere Begehrungen.

§ 50. Der Trieb und die sinnliche Begierde.

Die niedersten Begehrungen des Menschen beziehen sich ausschließlich auf Erhaltung der Lust- und Vernichtung der Unlust-Gefühle, wozu der Antrieb in den betreffenden Gefühlen selbst schon gelegen ist; im Uebrigen ist der Inhalt, das Object dieser Begehrungen vollständig dunkel. Die ursprünglichsten dieser Begehrungen gehen auf Vernichtung von dunklen Unlustgefühlen, welche in den Zuständen des Organismus ihre erste Veranlassung haben. Klar ist dabei nur die Unlust und der in ihr liegende Drang, derselben los zu werden; auf welche Weise dies geschehen soll, ist dem unentwickelten Menschen zunächst unklar. Doch liegt in der Einrichtung des Organismus gewöhnlich der Weg vorgezeichnet, auf welchem die Unlust behoben wird. Der die Unlust veranlassende organische Prozeß giebt sich nämlich in Empfindungen der Seele kund; die dabei in Thätigkeit tretenden Nerven stehen mittelst des Nervencentrums mit Bewegungsnerven derart in Verbindung, daß die Erregung auf diese übertragen und hiemit eine reflectorische Bewegung ausgelöst wird, welche den ersten Anlaß zu Versuchen giebt, durch bestimmte Objecte die Unlust zu beseitigen. Sobald bei diesen Versuchen das Begehren seine Befriedigung gefunden hat, so mengt sich ihm von nun an die Vorstellung des zu erreichenden Lustgefühls als Motiv bei.

Dieses im Organismus begründete, deshalb bleibende und unabweisbare Begehren, welches nur seiner Art nach bestimmt, seinem Objecte nach unbestimmt ist, nennt man Trieb.

Da die wiederkehrenden Bedürfnisse des Organismus die Motive zum Triebe abgeben, so folgt, daß dieser einerseits bleibend, andererseits nöthigend auftritt, und da er bezüglich seines Objectes unbestimmt ist, wird er auch dunkel oder blind genannt.

Das Begehren nach Nahrung, wenn es an Stofferſatz, — nach Bewegung, wenn es an Stoffumsatz mangelt, — ebenso nach Schlaf, wenn die Nervenorgane erschöpft sind, kehrt trotz der Befriedigung in bestimmter Zeit wieder, weil der periodische Wechsel des organischen Lebens die Reize, welche zu diesen Begehrungen führen, immer wieder erzeugt. Aus den unangenehmen Empfindungen des Hungers und Durstes entwickelt sich ursprünglich ein allgemeines unbestimmtes Streben, die Empfindung auf irgend eine Art zu beseitigen; eine gewisse Unruhe, die sich in einem ziellosen Regen und Suchen, wohl auch in bestimmten Bewegungen (z. B. Kaubewegung beim

Thiere, — saugende Bewegung beim neugebornen Kinde) ausdrückt, bemächtigt sich des Thieres, des Kindes, bis beide nach manchen vielleicht mißglückten Versuchen in der genießbaren Nahrung das allgemeine Befriedigungsmittel für Hunger und Durst finden. Dadurch ist der Nahrungstrieb gebildet, der auf Nahrung überhaupt, nicht aber auf bestimmte Nahrungsmittel ausgeht.

Wegen der in diesen Zuständen liegenden Dunkelheit lassen sich die Triebe kaum strenge eintheilen. Die Motive zu den verschiedenen Trieben kann man im Allgemeinen auf ein einziges zurückführen; es liegt nämlich in der Herstellung und Erhaltung der regelmäßigen Thätigkeit des Organismus, sei es in Bezug auf seine physische oder psychische Seite. Alle Triebe sind zunächst Erhaltungs-, Bewegungs- oder Thätigkeits-Triebe, und lassen sich alsdann in physische und psychische eintheilen.

Da der Trieb sein Ziel nicht kennt, so wird dasselbe auch nicht immer erreicht: und da der Gleichgewichtszustand oft nur erreichbar ist, wenn die organische Thätigkeit einen oberen Culminationspunkt erstiegen hatte und von diesem dann herabsinkt, so erscheint das Streben des Triebes oft als ungeregelt und zweckwidrig.

Mit den Trieben nicht zu verwechseln sind die sinnlichen Begierden, welche sich zunächst aus den Trieben entwickeln. Hat nämlich der Trieb zur Befriedigung geführt, so treten nun an seine Stelle Begehrungen, denen eine klare bestimmte Vorstellung als Object zu Grunde liegt. Die sinnlichen Begierden zeigen noch das Nöthigende, Drängende des Triebes, sind aber nicht mehr blind wie dieser.

So wird z. B. aus dem allgemeinen Nahrungstrieb die sinnliche Begierde nach dieser und jener Speise, nach diesem oder jenem Getränke; an die Stelle des allgemeinen Bewegungstriebes treten die sinnlichen Begierden nach Tanz, Reiten u. s. w.

Während dem Triebe stets ein natürliches Bedürfniß zu Grunde liegt, überschreitet die sinnliche Begierde häufig diese Grenze; ihr liegen häufig künstliche, durch Erziehung, Gewohnheit und Sitte geschaffene Bedürfnisse zu Grunde. (Begierde nach dem Tabakrauchen).

Auf der Verwechslung der Begierden mit den Trieben beruht die Unterscheidung einer Unzahl von bestimmten Trieben. So unterscheidet man, Triebe und Begierden vermengend z. B. Erwerbs-, Geschlechts-, Unterhaltungs-, Spiel-, Nachahmungs-, Mittheilungs-, Geselligkeits-Trieb, ferner Trieb nach Reichthum, Ansehen, Ehre, Herrschaft und Ruhm, nach politischer Freiheit, nach Erkenntniß und Wahrheit, nach Erfindungen, ja sogar einen ästhetischen und moralischen Trieb u. dgl..

Man begeht dabei den Fehler, jede unaufhaltsam und unbändig zur Befriedigung treibende Begierde einen Trieb zu nennen.

Dem Triebe verwandt ist der Instinct, welcher dem Thiere vorzüglich eigen ist, beim Menschen aber auch in den Reflexbewegungen ursprünglich autfritt. Der Instinct unterscheidet sich von dem Triebe dadurch, daß er in Folge eines vollkommenen organischen Zusammenhanges die dem Bedürfnisse entsprechende Befriedigung findet; er scheint in Folge dessen ein bestimmtes Object anzustreben und auf zweckmäßige Weise bewußt zu erreichen, weshalb er viel Aehnlichkeit

hat mit einer bestimmten sinnlichen, zuweilen sogar mit einer intellectuellen Begierde.

Instinctiv macht die junge Ente Schwimmbewegungen, wenn sie das erste Mal ins Wasser kommt, und auch der Hund trifft das Rechte, wenn er in das Wasser geworfen wird; instinctiv baut der Vogel sein Nest, macht die Raupe ihr Gespinnst, die Spinne ihr Netz, die Biene ihre Waben; instinctiv auch schließt das neugeborne Kind im starken Lichtreiz die Augen und macht saugende Bewegungen, — saugt aber ungeschickter Weise selbst an der eigenen Faust.

Die Steigerung des Triebes zum Instinct beim Thiere beruht auf der relativ vollkommeneren, aber auch gebundeneren Verfassung des thierischen Organismus. Derselbe ist so beschaffen, daß die von ihm ausgehenden Begehrungsreize einander ergänzen, zugleich aber auch so, daß nur eine bestimmte Qualität von Reizen aus entsprechenden Begehrungen sich bilden kann. Das Erstere läßt ihn vollkommener erscheinen, als den Organismus des Menschen, welcher die Möglichkeit einander störender Reize und Begehrungen aufweist; durch das Letztere ist er in Wahrheit unvollkommener, weil er nur eine beschränkte Möglichkeit von Reizen und Begehrungen gestattet. Der Kunsttrieb des Thieres vollzieht sein Werk mit wunderbarer Genauigkeit, aber er reicht nur für einen begrenzten Kreis aus. Die relative Unvollkommenheit der menschlichen Organisation ist in Wahrheit daher deren größte Vollkommenheit, weil sie dadurch, daß sie für keine Verrichtung speciell, für zahllose Verrichtungen zugleich eingerichtet ist, und was ihr durch Instinct abgeht, durch die verständige Freiheit, durch Ueberlegung und Prüfung millionenfach zu ersetzen vermag.

Das Gegenstück des sinnlichen Triebes ist der natürliche Widerwille gegen Alles, was den vom Leibe ausgehenden Reizen zuwider ist. Das Widerspiel der sinnlichen Begierde insbesondere ist der sinnliche Abscheu, der mit der Vorstellung gewisser Eindrücke z. B. gewisser Speisen, Getränke, Gerüche, Farben u. s. w verbunden ist. Die Motive hiezu haben häufig in den sogenannten Idiosynkrasien ihre Quelle, d. h. in der individuellen Beschaffenheit der Sinnesorgane und den dadurch bedingten Schmerzgefühlen.

§ 51. Neigung und Hang.

Hat eine Begierde einmal ihre mit Lustgefühlen verbundene Befriedigung erlangt, so erhält sie in der Vorstellung dieser Lustgefühle eine neue überdies sehr kräftige Hilfe; sie wird von nun an, weil ihr Motiv verstärkt wurde, leichter erregt werden, als das erste Mal. Je öfter sich diese Begierde wiederholt, desto inniger verschmelzen die ihr zu Grunde liegenden Vorstellungen zu einem Vorstellungskreise, der sich mit der Zeit immer mehr erweitert und immer tiefer im Bewußtsein Wurzeln schlägt, so daß er darin feste Wohnung nimmt, — zur Gewohnheit wird. Die Vorstellung, welche das Object der betreffenden Begierde bildet, hat nun zahlreiche und starke Hilfen im Bewußtsein, kommt deshalb leichter zur Reproduction und wird in ihrem Anstreben so kräftig unterstützt, daß eine solche Begehrung jenen ähnlich wird, welche dem bleibenden und unabweisbar drängenden Triebe entstammen. Die Gewohnheit schafft künstliche Bedürfnisse, welche den natürlichen nur wenig nachstehen und welche den letzteren fast gleich kommen, wenn ihrer Entstehung natürliche Anlagen förderlich sind („Die Gewohnheit wird zur zweiten Natur“).

Unterstützt von natürlichen Anlagen erzeugt die Gewohnheit eine Neigung, d. h. einen dauernden in einem festen Vorstellungskreise begründeten Zustand, welcher der Entstehung und Förderung einer bestimmten Begierde besonders günstig ist.

Während der Trieb in der Einrichtung des menschlichen Organismus tief begründet und deshalb bleibend ist, — wurzelt die Neigung in einem bestimmten Vorstellungskreise, welcher, obgleich dauernd, dennoch zerstörbar ist. Die Neigungen haben deshalb etwas Wandelbares in sich, und wechseln mit den Vorstellungskreisen, denen sie entsprungen sind. Die Neigungen des Jünglings sind andere, als die des Mannes, denn mit der Zeit ändern sich die Vorstellungskreise sowohl, als auch die organischen Bedingungen.

Daß nebst der Gewohnheit die natürlichen Anlagen auf die Entstehung von Neigungen insbesondere Einfluß nehmen, ist leicht begreiflich. Man versteht unter Naturanlagen gewisse organische Bedingungen, welche einer bestimmten Thätigkeit besonders förderlich sind. Je günstiger nun die natürlichen Anlagen für eine bestimmte Richtung sind, desto leichter wird sich wegen der aus dem Gelingen erfließenden Lustgefühlen eine Neigung in dieser Richtung entwickeln. Wofür aber die Anlagen mangeln, dazu wird auch keine Neigung entstehen; es wird sich vielmehr wegen der aus dem Mißlingen resultirenden Unlustgefühlen sehr leicht das Gegentheil, nämlich die Abneigung ausbilden.

Wo die Neigung durch Naturanlage und durch Gewohnheit so stark wird, daß die Wahrnehmung oder die Reproduction des Begehrungsobjectes die Begierde fast unausbleiblich hervortreibt und in That übergehen läßt, da wird sie zum Hange, der nach gewöhnlicher Anschauung nichts anderes ist, als eine allzu starke, schlimme Neigung. (So hat der Mensch einen Hang zum Trunke, zum Vergnügen, zum Spiel, zur Schwermuth u. s. w., wenn er fortwährend nur durch ganz außerordentliche Gegengewichte davon zurückgehalten werden kann).

Wenn die Neigung und ihr Gegenstück, die Abneigung, welche beide nur den Drang zum Begehren enthalten, in wirkliches dauerndes Begehren übergehen, dann nennt man dieses Liebe und Haß. Letztere unterscheiden sich von der einfachen Begierde und dem Abschen insbesondere dadurch, daß es ihnen um die Erhaltung ihres Gegenstandes zu thun ist; beide halten mit Ausdauer ihren Gegenstand fest; — die Liebe, um ihn zu genießen, — der Haß, um ihn verfolgen zu können.

So wie Neigung und Hang allmählig durch Gewöhnung entstehen, so können sie auch nur allmählig wieder abgewöhnt werden; auf diese Thatsache stützt sich jedes vernünftige Verfahren der Erziehung. Diese hat gute Gewohnheiten und Neigungen zu schaffen, schlimme Neigungen und Hang zu vernichten. Das letztere

gelingt oft nur dem Scharfsinn und der ernstesten Consequenz, weil es sich ja darum handelt, fest wurzelnde Vorstellungskreise umzuwandeln. Unsinnig wäre es den Gewohnheitssünder plötzlich bessern zu wollen. Häufig giebt man es auf, böse Neigungen abzuschaffen und gute Neigungen zu schaffen, — und entschuldigt sich damit, daß die Ursachen zu beiden angeboren seien. Richtig ist nur, daß gewisse organische Eigenthümlichkeiten und Gebrechen, sowie anderseits Vorzüge angeboren und ererbt sein können; die Regel aber ist, daß der Mensch, sobald er nur einen allseits gesunden Organismus mitbringt, zu Allem Anlage und Neigung gewinnen kann.

§ 52. Die Leidenschaft.

Begierden, insbesondere solche, welche den Trieben und Neigungen entspringen, können derart herrschend werden, daß sie sich des ganzen Gemüthes bemächtigen und dann nicht nur die in vernünftiger Einsicht begründete Oberherrschaft des Ich von sich abschütteln, sondern selbst einen dominirenden Einfluß über alle durch das Ich des Menschen zusammengehaltenen Vorstellungskreise usurpiren: in diesem Entwickelungsstadium heißen sie alsdann Leidenschaften.

Der Leidenschaftliche ist ganz und gar beherrscht von jenem Vorstellungskreise, welcher auf seine leidenschaftliche Begierde sich bezieht. Die vernünftige Einsicht, welche sonst die Begierden bezähmt und selbst den unbändigen Drang des Triebes zügelt, hat keine Gewalt über die Leidenschaft. Diese duldet überhaupt keine Macht über sich, sie selbst beherrscht das Bewußtsein, in welchem sie ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Der Leidenschaftliche hat kein Auge, kein Ohr für Gegenstände, die mit dem Objecte seiner Begierde in keinem Zusammenhange stehen; die höheren Gefühle finden keinen Platz im Gemüthe des Leidenschaftlichen, weil die ihnen zu Grunde liegenden Ideen im Bewußtsein keinen Einlaß finden. Die Leidenschaft macht stumpf gegen Alles und blind für Alles, was außerhalb ihres Kreises liegt, nimmt alle Vorstellungs- und Gefühls-Kräfte für sich allein in Anspruch, ist daher in ihrer Richtung um so scharfsinniger, um so energischer. Der Leidenschaftliche ist geistig krank, indem der eigentliche Schwerpunkt alles geistigen Lebens verrückt, die vernünftige Einsicht unterdrückt, alle geistige Kraft demnach gelähmt ist. An der Stelle des vernünftigen Ich, dessen Vorstellungsmasse sonst allen Vorstellungen appercipirend entgegenkommt, sitzt und herrscht im Bewußtsein ein anderes falsches Ich, — nämlich die Vorstellungsmasse, in welcher die betreffende Leidenschaft begründet ist. Dieses falsche Ich appercipirt nur, was zu ihm paßt, und was sich in seiner Weise ummodeln läßt, weist dagegen mit Widerwillen zurück, was ihm irgend wie entgegensteht.

Demnach ist die Leidenschaft eine so stark gewordene dauernde Begierde, daß sie selbst als oberste appercipirende Vorstellungsmasse das Bewußtsein beherrscht.

Da beim Leidenschaftlichen das Ich die Herrschaft verliert, so gleicht derselbe dem in Affect Gerathenen; deshalb werden Leidenschaften nicht selten mit Affecten verwechselt. Beide sind blind, indem sie die richtige Wahrnehmung der Verhältnisse aufheben; doch ist im Affecte die freie Denkthätigkeit nur momentan gestört und zwar durch die Aufregung der Nerven, — in der Leidenschaft ist die vernünftige Einsicht dauernd unterdrückt und zwar durch die auf selbe abzielenden Vorstellungsmassen; der Affect läßt keine Ueberlegung zu, raubt die Besinnung vollständig, — die Leidenschaft ist oft überlegend, entwickelt sogar Scharfsinn, freilich nur einseitig, so weit es in ihrer Sphäre liegt. Affecte gehen aus Gefühlen, Leidenschaften aus Begierden hervor; Affecte sitzen mehr auf der Oberfläche, betreffen mehr den Körper und schaden vorzüglich diesem, — Leidenschaften wurzeln mehr in der Tiefe des Gemüthes, sind mit körperlicher Ruhe vereinbar und lähmen zunächst den Geist des Menschen.

Allerdings können Affecte und Leidenschaften bei vielen Gemüthszuständen im Zusammenhang auftreten. Manche Leidenschaften nämlich (wie z. B. leidenschaftliche Liebe und Haß, Herrschsucht und Rachsucht u. s. w.) brechen häufig in Affecten aus; andere freilich (wie z. B. Geiz, Völlerei) sind stets affectlos. Affecte dagegen begünstigen die Entstehung der Leidenschaften nicht, weil sie der Festsetzung von Vorstellungskreisen entgegen sind, so daß im Allgemeinen die Regel gilt: Wo viel Affect, dort ist wenig Leidenschaft.

Die meisten Leidenschaften entstehen aus natürlichen Trieben und aus den durch Angewöhnung uns zur zweiten Natur gewordenen Neigungen; daher wird ihre Entwickelung vor Allem gefördert durch organische Disposition (Freß- und Trunksucht, Wollust), Einflüsse des Klimas und des Lebensalters (Liebe, Fanatismus und Freiheitssucht des Jünglings, — Ruhm und Herrschsucht beim Manne, — Knickerei und Habsucht beim Greise).

Eine Begierde kann zur Leidenschaft werden sowohl durch Uebermaß, als durch Mangel an Befriedigung. Mit jeder Befriedigung erstarkt ja die Begierde und kann uns leicht über den „Kopf wachsen". Wird die Befriedigung gehindert, (etwa durch Verbote), so können die Motive der Begierde durch die aus der Ueberwindung der Hindernisse resultirenden Lustgefühle verstärkt werden; überdies hat die Phantasie Zeit, die Genüsse übermäßig auszumalen und hiemit die Begierde zu steigern.

Wahre Bildung und ernste Uebung der Willenskraft lassen keine Leidenschaft aufkeimen, indem einerseits die Vorstellungskreise eine feste und unerschütterliche Verknüpfung durch Vernunftsätze erhalten, — anderseits die Triebe unterjocht und böse Neigungen abgewöhnt werden. Halbbildung befördert die Leidenschaften, weil sie die Vorstellungskreise erweitert, ohne sie richtig und bleibend zu verbinden und zu ordnen, und weil sie künstliche Bedürfnisse schafft.

Man spricht zuweilen von edlen Leidenschaften, — wohl mit Unrecht! Denn eine wahre Leidenschaft kann selbst dann, wenn ihr Ziel gut ist, nicht edel genannt werden, weil sie stets die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit zu Collisionen mit der Vernunft und mit dem Gewissen in sich schließt. Solche „edle" Leidenschaften nehmen für sich häufig den Satz in Anspruch: „Der Zweck heiligt das Mittel." — Der Nutzen, den die Leidenschaften etwa stiften, ist höchstens mittelbar und stets zufällig; das Unheil, das sie anrichten, überwiegt bei Weitem und oft ungeheuer, in Bezug auf Einzelne, sowie in Bezug auf die menschliche Gesellschaft. Die Leidenschaften verderben den Einzelnen geistig und körperlich, pflanzen ihr Verderben auch häufig fort auf Generationen und Völker! Da sie fast unheilbar sind, so folgt, daß die Erziehung vorzüglich ihr Augenmerk dahin zu richten hat, deren Entstehung zu hindern.

II. Intellectuelle oder höhere Begehrungen.

§ 53. Das Wollen.

Das intellectuelle Begehren unterscheidet sich vom sinnlichen dadurch, daß dieses seine treibenden Motive von äußeren, leiblichen Reizen bezieht, während das geistige oder intellectuelle Begehren seine wichtigste und nächste Unterstützung aus den Vorstellungsmassen schöpft. Die sinnliche Begierde hat wohl wie die geistige in Vorstellungen ihren Sitz, sie ist aber ursprünglich ein blinder Drang ohne alle Beziehung auf die Erreichbarkeit des Begehrten. Tritt zu der Begierde die Vorstellung der Erreichbarkeit des begehrten Gegenstandes hinzu als eigentlich treibende Macht derselben, so wird das Begehren zu einem Wollen. Dieses setzt Einsicht in den Inhalt der begehrten Vorstellung, daher Verstand voraus, ist somit ein intellectuelles (d. h. verständiges) Begehren. Die Begierde setzt bloß Kenntniß des Begehrten, also des Zweckes voraus, — das Wollen jedoch ist sich auch über das Mittel zum Zwecke klar.

Wollen ist also ein bewußtes mit der Voraussetzung der Erreichbarkeit verbundenes Begehren.

Jedes Begehren kann zum Wollen werden, wenn ihm das Urtheil zu Grunde liegt, daß die Befriedigung erreichbar sei; dieses Urtheil setzt aber eine verständig aufgefaßte Erfahrung voraus. Die Erfahrung lehrt uns, daß zwischen die erste Regung der Begierde und die Befriedigung eine Reihe von Erscheinungen sich einschalten, welche in bestimmter Ordnung sich folgen; der Verstand prüft diese Reihe und findet, daß der Zusammenhang zwischen den einzelnen Gliedern der Reihe feststehe, daß jedes Glied die Folge eines andern sei, daß die Befriedigung demnach an dem Endpunkte einer Causalreihe stehe und daher von dem Ablaufe dieser Reihe abhänge. Liegt nun der Verlauf dieser Causalreihe in der Gewalt des Begehrenden, dann erwartet dieser mit Sicherheit auch das Schlußglied, nämlich die Befriedigung; dann ist er von der Erreichbarkeit überzeugt, er will.

Hat das Kind die Erfahrung gemacht, daß jedesmal, wenn es geschrien hatte, die Mutter kam und seine Begehrung erfüllte, — so wandelt sich sein Begehren in Wollen um. Wird es daran gewöhnt, mit dem Schreien Alles zu erreichen, dann wird all sein Begehren zum Wollen, denn es hält Alles für erreichbar. Dieses Wollen des Kindes, welches auf einem falschen Urtheil über die Erreichbarkeit des Begehrten beruht, hat den Charakter der Leidenschaft, ist leidenschaftliches Wollen („Eigenwille", „Eigensinn").

Erst allmählig, so wie die Erfahrung und mit ihr der Verstand wächst, gelangt der Mensch zu richtigen Urtheilen über die Erreichbarkeit des Begehrten, über die Wirksamkeit der anzuwendenden Mittel; erst dann tritt das eigentliche, intellectuelle Wollen bei ihm auf, und sinkt nur da wieder auf die Stufe des sinnlichen, von der vernünftigen Einsicht nicht geleiteten Begehrens zurück, wo die Begehrung zur Leidenschaft wird.

Da jedes Urtheilen eine Ueberlegung voraussetzt, das Wollen aber von dem Urtheile über die Erreichbarkeit des Zweckes abhängt, so muß jedem Wollen eine Ueberlegung vorangehen. Die Vorstellung des Zweckes vermittelt nämlich im Begehrenden die mittelbare Reproduction einer oder mehrerer möglichen Reihen von Mitteln, die Phantasie combinirt daraus oft neue Reihen, die nun der Verstand prüft. Dabei entsteht natürlich ein Schwanken, — eine Ueberlegung, welcher alsdann das Urtheil über die Erreichbarkeit folgt. Erscheint die Befriedigung als unmöglich erreichbar, so bleibt das Streben als bloßer Wunsch („frommer Wunsch"); ist die Erreichbarkeit klar, hat der Verstand eine Causalreihe construirt, deren Ablauf vom Strebenden abhängt, dann resultirt ein Wollen, welches sich alsbald durch Handlungen und Thaten kundgibt.

Wollen heißt somit einen Erfolg begehren und dabei desselben auch gewiß sein oder wenigstens gewiß zu sein glauben; es genügt natürlich die subjective Ueberzeugung. Darum kann man auch Unmögliches wollen, so lange, aber auch nur so lange man es für möglich hält. Darum will das Kind und der Jüngling mehr als der Mann und Greis, weil letztere durch Erfahrung belehrt wurden, bedächtig zu urtheilen.

Je deutlicher die Einsicht in die Erreichbarkeit des Begehrten, desto stärker das Wollen, und je öfter ein Erfolg erzielt wurde, desto mehr Energie äußert sich im Wollen ähnlicher Erfolge.

Aus dem Gesagten ist klar, welch gewaltigen Einfluß die Erziehung (im weitesten Sinne des Wortes) auf die Entwickelung und Entartung des Willens nehmen könne. Wurde der junge Mensch daran gewöhnt, Alles zu erreichen, was er je gewollt, dann wird sein Begehren zügellos, leidenschaftlich. Erst die härtesten Erfahrungen des Lebens sind im Stande gutzumachen, was die Erziehung verschuldet hat. Spät erst lernt man die Wahrheit des Satzes kennen: „Man kann, was man will, wenn man will, was man kann."

§ 54. Wirkung des Wollens nach Außen. Handlung und That.

Handlung und That sind die einzigen äußeren Beweismittel für das Vorhandensein eines wirklichen Wollens; ihr Ausbleiben zeigt,

daß das Wollen auf subjective oder objective Hindernisse gestoßen, — oder daß es gar nicht vorhanden war.

Handlung (so genannt, weil die Hand ihr vorzüglichstes Werkzeug ist,) ist die Bewegung körperlicher Organe als Anfangsglied einer Reihe von Veränderungen zur Erreichung des Gewollten. That ist dann die Summe der aus der Handlung resultirenden Veränderungen in der Außenwelt, insofern diese den Erwartungen des Wollens entsprechen. Das Wollen wird zur Handlung und That, indem das Ich das Anfangsglied jener Causalreihe, die einen nothwendigen Bestandtheil des Wollens ausmacht, herbeiführt. Dies setzt aber die Herrschaft der Seele über die Bewegungen des Leibes voraus.

Daß die Seele die Bewegungen des Leibes beherrsche, steht unzweifelhaft fest; wie ihr dies möglich sei, — diese Frage fällt mit jener zusammen wie überhaupt eine Wechselwirkung zwischen Leib und Seele möglich sei. Die vollständige Lösung dieser Frage hat ihre Schwierigkeiten, ist aber auch nicht Aufgabe der empirischen Psychologie (wie in der Einleitung bereits hervorgehoben wurde).

Die ersten Bewegungen des Kindes sind instinctiv, so wie die des Thieres, bei welchem von Natur aus eine so maschinenmäßige Einrichtung im Organismus besteht, daß jeder Empfindung die entsprechende und zweckmäßige Bewegung folgt. Während das Thier bei diesen instinctiven Bewegungen in der Regel stehen bleibt, entwickelt sich beim Menschen, bei welchem der leibliche Mechanismus eine vielseitigere Anwendung zuläßt, allmälich ein weiter gehender Zusammenhang zwischen Vorstellungen und Bewegungen, so daß später eine lebhafte Vorstellung im Zustande des Strebens fähig ist, auf die motorischen Nerven derart Einfluß zu nehmen, daß eine vorgestellte Bewegung zur Ausführung kommt, weil sie vorgestellt wurde; d. h. die Seele ist dann im Stande, den Leib zu bewegen.

Die ursprünglichen Bewegungen, welche beim neugeborenen Kinde schon zum Vorschein kommen, sind die reflectorischen; sie entstehen dadurch, daß ein Nervencentrum (Gehirn, Rückenmark oder Ganglion) den Reiz, welcher ihm durch die Empfindungsnerven zugeleitet wurde, auf Bewegungsnerven überträgt, welche mit den letzteren im Centralorgane zusammenhängen; es folgt also auf den Reiz im sensiblen Nerven unmittelbar der Reiz im motorischen Nerven, ohne daß die Seele darauf Einfluß genommen hätte. Die Reflexbewegung ist demnach rein physischer Natur, eine Folge des centralen Zusammenhanges zwischen Empfindungs- und Bewegungsnerven. Auf diese Weise geschehen die Bewegungen im Bereiche der Organe des Blutkreislaufes, der Verdauung und Athmung; in ähnlicher Weise erzeugt z. B. die Berührung eines fremden Körpers in der Luftröhre ein Husten, die starke Reizung der Nasenschleimhaut ein Nießen, die Berührung des hinteren Theiles der Zunge ein Schlingen u. s. w. Die Reflexbewegung kann durch psychische Einwirkung zwar bis auf einen gewissen Grad beschränkt werden; ihre Erregung aber findet ohne seelischen Einfluß statt.

Dieser ist bei der Instinctbewegung nicht ganz ausgeschlossen, doch läßt sich leicht denken, wie sich dieselbe aus der Reflexbewegung entwickelt. Betrachten wir ein Beispiel: Werden die Lippen durch eine Speise berührt, so erfolgt reflec-

torisch ein Oeffnen der Lippen, eine Bewegung der Zunge und der Kauwerkzeuge und in Folge der letzteren Speichelabsonderung. Jede dieser Bewegungen vermittelt in der Seele Muskelempfindung, welche mit den gleichzeitig dort eindringenden Vorstellungen der Speise, ihres Geschmackes u. s. w. verschmelzen. Wird nun einmal die Vorstellung der Speise reproducirt, so reproduciren sich mittelbar auch die mit ihr verknüpften Muskelempfindungen; dies führt aber eine Reproduction des Reizes in den betreffenden Empfindungsnerven mit sich, welche ihrerseits die Reizung, auf die mit ihnen central zusammenhängenden Bewegungsnerven übertragen. Bei einer lebhaften Vorstellung der Speise beginnt alsdann die instinctive Bewegung der Lippen und der Kauwerkzeuge und das Wässern des Mundes. Ganz ähnlich läßt sich das instinctive Zusammenzucken vor einer gefährlichen Berührung, so wie andere instinctive Bewegungen erklären; sie sind die Folge einer mehr oder minder mechanisch erfolgenden Reproduction von Vorstellungen und damit verknüpften Muskelempfindungen, welche letztere einen Reiz in den zusammenhängenden Bewegungsnerven und hiemit die Bewegung selbst auslösen. — Daß ein organischer Zusammenhang zwischen den motorischen und den sensiblen Nerven der Muskel bestehen muß, beweist die Thatsache, daß bei den Muskelbewegungen stets auch Muskelempfindungen zu Stande kommen. —

Der Vorgang bei der willkürlichen Bewegung ist in seinem Wesen nicht verschieden von dem bei der Reflex- und Instinct-Bewegung. Ist uns einmal eine Bewegung gelungen, so bleibt die Vorstellung derselben im Bewußtsein und mit ihr verschmolzen auch die dabei stattgehabten Muskelempfindungen. Taucht später die Vorstellung dieser Bewegung auf, so reproducirt sie mittelbar die zugehörigen Muskelempfindungen. Ist die Vorstellung im Streben, also sehr lebhaft, so sind es auch die Muskelempfindungen; und da jede lebhafte Reproduction auch das Nervensystem in Anspruch nimmt, so sind die Empfindungsnerven der betreffenden Muskel erregt, und übertragen den Reiz auf die im Centrum zusammenhängenden Bewegungsnerven, worauf die Bewegung erfolgt. Wenn daher die Vorstellung einer Bewegung in's Streben geräth, so muß mit ihr auch die Bewegung in Fluß kommen, besonders wenn beides eine wiederholte Reproduction schon erfahren hatte.

Die Lenkung der Bewegungen des Leibes durch den Willen bildet sich beim Menschen erst nach unzähligen, Anfangs mißlingenden, allmählig gelingenden Versuchen, denen der natürliche Trieb nach Bewegung fördernd entgegen kommt. Man denke daran, wie langsam die Bewegungen des Kindes geschickter werden, aber auch wie begierig dasselbe wegen der aus dem Gelingen resultirenden Lustgefühle die Bewegungen wiederholt und einübt. So wie die Vorstellungen überhaupt oft wiederholt werden müssen, wenn sie im Gedächtniß haften, sicher und genau reproducirt werden sollen, so gilt es auch hier. Durch Uebung entwickeln sich die Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, die aber dann oft an's Wunderbare grenzen.

Da sich die Muskelempfindungen auch compliciren können, so compliciren sich auch die betreffenden Bewegungen und folgen sich in Folge mechanischer Reproduction der Empfindungen so rasch, daß es den Schein bekommt, als ob gewisse Bewegungen ganz unwillkürlich stattfänden (Gehen, Sprechen, Clavierspielen u. s. w.).

§ 55. Wirkung des Wollens nach Innen. Willkürliche Aufmerksamkeit und Reflexion.

Nach Außen äußert sich das Wollen durch Eingreifen in den Gang der Ereignisse mittelst Handlungen; nach Innen zeigt sich die Herrschaft des Willens in der Herbeiführung und Lenkung von Seelenzuständen, d. h. in der willkürlichen Aufmerksamkeit und Reflexion.

Die willkürliche Aufmerksamkeit hat stets das Ziel, eine gewisse Vorstellung zur größeren Klarheit zu bringen; dies kann auf zweierlei Art geschehen: entweder dadurch, daß eine genaue Reproduction der betreffenden Vorstellung zur Klarheit verhilft. Beides setzt ein, wenn auch nur dunkles Wissen um jene Vorstellung voraus, welche im Bewußtsein gehoben werden soll.

Wie eine äußere Wahrnehmung (etwa die genaue Betrachtung eines Gegenstandes) willkürlich herbeigeführt werden könne, ist aus dem Vorhergehenden bereits klar. Das Wissen um die äußere Wahrnehmung, welches der willkürlichen Aufmerksamkeit vorangehen muß, besteht in einer dunklen aber aufstrebenden Vorstellung des Gegenstandes; diese bringt mittelbar zur Reproduction die mit ihr verschmolzenen Muskelempfindungen, welche ihrerseits die zur Wahrnehmung führenden Bewegungen des Körpers und der Sinnesorgane auslösen (wir bewegen uns in Folge dessen zu dem Gegenstande oder ziehen ihn heran, besehen, betasten ihn u. s. w.).

Die willkürliche Aufmerksamkeit kann sich ferner auf Reproductionen von Vorstellungen (durch Gedächtniß oder Phantasie) beziehen. In diesem Falle ist ein in dunklen Umrissen schwebendes Vorstellungsganze im Bewußtsein und strebt nach Vervollständigung durch Reproduction von zugehörigen Vorstellungen. (So geschieht es z. B. wenn wir uns auf etwas besinnen.) Geleitet von dunklen, aber doch entscheidenden Gefühlen läßt das Bewußtsein nur jene Vorstellungen zu, welche der Hebung des aufstrebenden Vorstellungsganzen förderlich sind. Wie bei der willkürlichen Lenkung der leiblichen Organe Erfahrung und Uebung eine Fertigkeit schafft, so auch in Bezug auf Lenkung der Vorstellungen; man lernt durch Erfahrung, wie man sich zu verhalten habe, damit Vorstellungsreihen zu einer leicht abfließenden Reproduction gelangen.

So weiß man durch Erfahrung, daß man sich des Ortes, wo man einen Gegenstand verlegt hat, am besten entsinnt, wenn man sich vorzuzählen anfängt, was Alles vorgekommen ist, seit man den Gegenstand vermißt. — Ebenso weiß der Künstler durch Erfahrung, daß er seiner Phantasie erst Nahrung schaffen muß (Studien, Studienreisen), daß er aber nicht unter frischem Eindrucke des Gelesenen, Gesehenen, Erlebten dichten darf, wenn sein Werk gelingen soll.

In Bezug auf das Denken äußert sich die Willensthätigkeit in der Reflexion, d. h. in der absichtlichen Lenkung des Vorstellungslaufes auf einen bestimmten Gegenstand des Denkens. Auch hier gibt das Aufstreben der Vorstellungsmasse, welche das jeweilige Thema der Denkthätigkeit bildet, den Grund ab, daß das Bewußtsein nur jenen Vorstellungen offen steht und nur jene festhält, welche einer Apperception von Seiten der aufstrebenden Vorstellungsmasse fähig sind, daß dagegen alles Störende und nicht Zugehörige ferngehalten und zurückgewiesen wird. Das reflectirende Denken gelingt nur bei gewisser Höhe des Bildungszustandes und erfordert Uebung. Das dauernde Fixiren des gedachten Gegenstandes (wobei die Sprache ein sehr wichtiges Hilfsmittel abgibt), und die Zurückdrängung fremdartiger Vorstellungen bewirkt eine gewisse Spannung innerhalb des Bewußtseins, welche sich auch auf das Nervensystem überträgt und als Ermüdung kund giebt.

§ 56. Ueberlegung oder Erwägung. Grundsätze oder Maximen.

Soll das Wollen den Character eines intellectuellen (höheren) Begehrens erhalten und nicht zu einer niederen Begierde herabsinken, so muß ihm eine Ueberlegung oder Erwägung vorangehen, welche sich nicht bloß auf die zur Erreichung des Begehrten anzuwendenden Mittel, sondern auch auf die Beurtheilung des Zweckes bezieht.

Eine auf die Mittel nur sich beziehende Ueberlegung kann nämlich auch der Leidenschaft zukommen, insofern diese die Denkthätigkeit in Anspruch nimmt, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Darin aber liegt ein wichtiges Unterscheidungsmittel zwischen Leidenschaft und der intellectuellen Begierde, die sich jene nicht von der Ueberlegung beherrschen läßt, sondern nur vom Standpunkte ihrer unerschütterlich feststehenden Vorstellungsmasse die Denkthätigkeit sich dienstbar macht; indeß die intellectuelle Begierde selbst abhängig ist von der Ueberlegung, — von dieser bestimmt und beherrscht wird. Zur Leidenschaft tritt die Ueberlegung erst hinzu; dem intellectuellen Begehren geht die Ueberlegung voran, bezieht sich daher zunächst auf den Zweck und dann erst auf die Mittel.

Die Ueberlegung setzt einen Vorrath von Vorstellungen, welche zu der Vorstellung des Begehrten in irgend einer Beziehung stehen, voraus; ist daher durch einen gewissen Bildungsgrad bedingt. Das Kind überlegt erst dann, wenn bei ihm die Vorstellung des Begehrten auf ähnliche oder entgegengesetzte Vorstellungskreise trifft. Diese letzteren aber bilden sich durch Erfahrung, durch Befriedigung von Begierden. Die Erfahrung, welche in dieser Beziehung gesammelt wird,

bezieht sich nicht blos auf die Mittel, durch welche diese oder jene Begierde ihre Befriedigung erlangt hatte, sondern auch auf die Folgen der Befriedigung, auf die aus der Befriedigung erfolgten Gefühle, — und begründet Vorstellungskreise, welche bei Wiederholung ähnlicher Begierden reproducirt werden und auf den Verlauf derselben Einfluß nehmen. Solche Vorstellungskreise sind es, durch welche die Ueberlegung hervorgerufen wird; diese ist ihrem Wesen nach ein Schwanken zwischen den Vorstellungen, welches in einem Urtheile seinen Abschluß findet. Die gefällten Urtheile bilden die Motive für die intellectuelle Begierde.

Aus gleichförmig in derselben Richtung sich wiederholenden Willensarten gehen gewisse allgemeine Wollungen ähnlich hervor, wie aus einer Mehrheit gleichartiger Einzelnvorstellungen Allgemeinvorstellungen und psychische Begriffe sich entwickeln. So wie die Allgemeinvorstellungen durch Denken, durch Urtheilen zu psychischen Begriffen werden, — so entstehen aus den allgemeinen Wollungen in Folge wiederholter Ueberlegungen und übereinstimmender Entscheidungen bestimmte Regeln, welche die künftigen Willensacte derselben Art bestimmen und leiten. Diese bestimmte Regeln zu wollen, heißen practische Grundsätze oder Maximen.

Da solche Maximen bei jedem Wollen als appercipirende Vorstellungsmassen auftreten, so erlangen sie unter dem Einfluße von Denkprocessen nach und nach die verschiedenen Grade von Entwicklung, werden entweder erweitert und festgestellt, oder umgewandelt, etwa auch erschüttert und nach und nach umgestoßen. In der That ändern sich je nach der fortschreitenden Entwickelung des Menschen seine practischen Grundsätze; sie bilden den jedesmaligen Maßstab seines Bildungsgrades und seines sittlichen Zustandes.

Anfangs entscheidet sich der Mensch nach Maximen des sinnlichen Genußes, die sich in dem Bestreben äußern, die Lust zu ergreifen und sich ihr hinzugeben, die Unlust zu verwerfen und von ihr sich abzuwenden. Das ist der Standpunkt des Kindes und des rohen Naturmenschen.

Auf der zweiten Stufe machen sich die Maximen der Klugheit geltend. Der Mensch bemerkt bei fortschreitender Verstandesbildung, daß manches Angenehme schädlich und manches Unangenehme nützlich ist, gibt sich daher der Lust nicht unbedingt hin, weil ihre Nachfolgerin nicht selten Unlust ist; er beurtheilt nur die Lust in deren Beziehung auf die Förderung oder Hemmung seines Lebens. Das ist der Standpunkt des verständigen Alltagsmenschen.

Auf einer noch höheren Stufe bemerkt der Mensch, daß es neben und über den Rücksichten der Klugheit Forderungen gebe, welche mit dem Anspruche auf unbedingte Giltigkeit auftreten, daß das Nützliche oft verwerflich, das Schädliche eines höheren Zweckes wegen oft geboten erscheint; er erkennt, daß seine Grundsätze in Widerstreit gerathen und in Einklang zu bringen sind durch strenge Unterordnung unter einen obersten, den höchsten Zweck des Menschen zum Ziele sich setzenden Grundsatz. Seine Grundsätze werden zu einem geordneten Ganzen, das sein innerstes Wissen sein Gewissen ausmacht. Das ist der Standpunkt des vernünftigen, gewissenhaften Menschen, der sich nach Maximen der Sittlichkeit entscheidet.

§ 57. Freiheit des Willens.

Wenn der Mensch dem nächstbesten Antriebe zu wollen blindlings folgt, wenn er dem stärkeren Antriebe unbedingt gehorcht, oder im Zustande der Ueberlegung von äußeren und im Organismus begründeten Gewalten derart beeinflußt wird, daß die Ueberlegung nur unvollkommen abläuft; dann ist sein Wollen nicht der reine Ausfluß seines eigentlichen Ich, es steht ihm mehr oder minder ferne, — dann ist der Mensch in seinem Wollen unfrei.

Geht dagegen die Ueberlegung vollkommen ungestört vor sich, gibt der Mensch dem einzelnen Wollen sich erst hin, nachdem dasselbe mit der Vorstellungsmasse des Ich, welche durch jede Ueberlegung nothwendig wachgerufen wird, durch den Vorgang der Apperception in Einklang gebracht wurde, findet er sich selbst in dem einzelnen Willensacte wieder: dann ist sein Wollen der ungetrübte Ausfluß seines Ich, es ist sein Wollen, — der Mensch ist dabei abhängig nur von sich selbst, er ist psychisch frei.

Bei jeder ungestörten freien Ueberlegung erscheint das Ich als außerhalb und über den Begierden stehend; es sieht zunächst dem Kampfe der den einzelnen Begierden zu Grunde liegenden Vorstellungskreise unparteiisch zu, vernimmt deren Gründe und Gegengründe, neigt und entscheidet sich dann nach der Seite, wo das Gewicht der letzteren einen Ausschlag gibt.

Je häufiger das Ich schon in der Lage war, dem Streite der Begierden durch vernünftige Ueberlegung ein Ende zu machen, desto mehr wird sich bei ihm die Gewohnheit heranbilden, den im Bewußtsein auftretenden Begierden nicht blindlings zu folgen, sondern sie erst nach vorausgegangener Erwägung in Wollen und Handlungen zu überführen, desto näher kommt er dem dauernden Zustande der Freiheit, deren Wesen darin liegt, daß das gesammte Wollen ganz und gar abhängig ist von der Entschließung des Subjectes.

Die psychische Freiheit ist demnach nichts anderes, als das Vermögen sich mittelst vorausgehender Ueberlegung in Bezug auf die Gegenstände seines Wollens selbst zu bestimmen. Sie besteht also in dem Vernehmen von Gründen und Gegengründen und in der Entscheidung nach den überwiegenden unter denselben. Insofern ist sie auch ein Zeichen der Vernünftigkeit.

Die Freiheit, die wir dem Menschen zuschreiben, besteht deshalb nicht in der Ursachlosigkeit des Wollens, sondern in der Fähigkeit desselben, sich unbeirrt von äußeren Einflüßen, aus inneren, in seinem Bewußtsein gelegenen Motiven zu bestimmen.

Die psychische Freiheit ist zu unterscheiden von der sogenannten absoluten oder transcendentalen Freiheit, worunter man das Vermögen versteht, in einer Reihe von Ursachen und Wirkungen das absolut erste Glied zu setzen. Diese

Freiheit können wir dem Menschen unmöglich zusprechen; denn sein jedesmaliges Wollen ist keineswegs Anfangsglied einer Causalreihe, sondern vielmehr selbst eine Folge vorausgehender Ursachen, nämlich der Motive, nach denen er sich in seinem Wollen entscheidet. Diese Motive wurzeln aber in seinem gesammten Seelenleben und sind eine Folge von dessen Entwicklung. Jeder einzelne Willensact ist also ein Product, zu welchem die Ereignisse unseres ganzen Seelenlebens die bestimmenden Factoren bilden, so daß der Mensch mit seinem Wollen aus der Kette des Causalnexus, an welchen alle Ereignisse der äußeren Natur geknüpft sind, nicht nur nicht herausgerissen, sondern vielmehr mit demselben auf das Innigste verknüpft ist. Die Erfahrung bestätigt die Betrachtung vollkommen. Wenn wir uns die Mühe nehmen, zu untersuchen, warum wir in einem bestimmten Falle so und nicht anders gewollt haben, so werden wir die Motive dazu in unserer psychischen Vergangenheit mehr oder weniger zerstreut finden. Freilich scheint es, wenn wir im Zustande der Ueberlegung die verschiedenen Möglichkeiten zu wollen durchlaufen, daß es bei uns stehe, uns für die eine eben so gut, wie für die andere zu entscheiden; aber es scheint eben nur so, weil wir die innere Nöthigung nur dunkel fühlen und weil unsere Aufmerksamkeit nur auf die verschiedenen Arten des Wollens und nicht auf die oft unerreichbaren in geheimer Tiefe unserer Seele gelegenen Motive gerichtet ist. Weil sich nun diese dunkeln, oft wirklich nur unbedeutenden Motive der Selbstbeobachtung entziehen, so hat es den Anschein, als entscheide sich das Ich ganz ungebunden, d. h. willkührlich.

Gibt man die Möglichkeit der „transcendentalen" Freiheit zu, dann verliert die moralische Weltordnung ihre unerschütterlichen Haltpunkte. Jede planmäßige Einwirkung auf den Menschen, also auch jede Erziehung wäre dann eine Unmöglichkeit, denn sie kann auf das Wollen, sowie auch auf die Sittlichkeit keinen Einfluß üben; und doch lehrt die Erfahrung das Gegentheil. Eine Heranbildung des Wollens zum Charakter wäre unter diesen Umständen eine undenkbare Sache.

Je mehr Wille und Einsicht von einander divergiren, desto unfreier, je mehr beide übereinstimmen, desto freier ist der Mensch. Das Ideal der Freiheit besteht daher in der vollkommenen Harmonie zwischen Einsicht und Willen. Diesem Ideal nahe zu kommen gelingt nur da, wo eine strenge Ordnung der Maximen und ihre Unterordnung unter die vernünftige Einsicht, unter die Grundsätze der Sittlichkeit erzielt wurde. Darin besteht die sittliche (moralische) Freiheit; diese ist wirklich absolut und transcendental; ihr kann der Mensch sich nur nähern, sie vollkommen zu erreichen, ist er nicht im Stande. Am erhebendsten tritt uns das Bild dieser Freiheit vor die Augen, wenn wir sehen wie ein Mensch im Kampfe mit der Sittlichkeit und dem Schicksal seine höchst geschätzten Güter, sein Lebensglück, ja das Leben selbst den Grundsätzen der Moral zum Opfer bringt (tragische Helden, — Märtyrer, — Charaktere). Die sittliche Freiheit ist so wenig, wie die psychische, ein ursprünglicher Besitz des Geistes, sondern vielmehr ein solcher, der nur durch schweren Kampf errungen, jeden Augenblick wieder verloren zu gehen droht, wenn nicht der vernünftigen Ueberlegung diejenige Stärke erhalten wird, welche ihr die dauernde Herrschaft über die widerstrebenden sinnlichen Begierden sichert.

Die psychische Freiheit kann bei jedem geistig gesunden und entwickelten Menschen vorausgesetzt werden. Im Kinde ist sie noch nicht entwickelt, beim leidenschaftlichen Menschen ist sie unterdrückt, beim unmoralischen entartet, beim seelen-

kranken zerstört. Insofern sie sich auch äußerlich in Handlungen und Thaten ausdrückt, wird sie zur äußeren Freiheit. Aeußere Unfreiheit aber vermag die innere Selbstbestimmung nicht aufzuheben; „der Mensch ist frei und wurde er in Ketten geboren."

Wo keine Freiheit des Willens ist, da können auch Handlungen und Thaten nicht zugerechnet (imputirt) werden. Die Zurechnung bezieht sich nur auf Handlungen, welche aus einem bewußten freien Wollen hervorgegangen sind; die Bedingungen dazu sind; 1) richtige Auffassung des eigenen Ich, 2) ungetrübtes Selbstbewußtsein und 3) klare Einsicht in Folgen seiner Handlungen. Geisteskranke, Kinder, Fieberkranke, Berauschte und Verwahrloste sind demnach unzurechnungsfähig.

§ 58. Der Charakter.

Die sittliche Freiheit begründet den Charakter, die höchste, die vollkommenste Gestalt unserer psychischen Entwickelung. Die wesentlichsten Merkmale des Charakters sind in seinem Namen schon angedeutet; man bezeichnet damit das ausgeprägt Bleibende, Feste, Gleichförmige und Uebereinstimmende des gesammten Wollens.

Dazu ist vor Allem das Vorhandensein von praktischen Grundsätzen nöthig, nach denen das Einzelwollen sich bestimmt. So lange der Wille von Maximen nicht beherrscht wird, kann von einem Charakter nicht die Rede sein. Das Kind, bei welchem die Vorstellungen noch lose und unverbunden dastehen, bei welchem keinerlei ausgebildete Vorstellungskreise vorhanden sind, kennt noch keine Grundsätze, ist deshalb characterlos; es läßt sich von den zufällig auftretenden Vorstellungen, von den planlos erscheinenden Umständen und den wechselnden Bedürfnissen leiten oder vielmehr treiben. Dasselbe ist der Fall bei vielen Erwachsenen, welche in ihrer psychischen Entwickelung auf dem Standpunkte des Kindes stehen bleiben.

Es reicht aber nicht aus, daß sich feste Vorstellungskreise als Mittelpunkte von Maximen festsetzen. So lange diese ohne Verbindung und Unterordnung neben einander bestehen, schließt das Wollen die Gleichförmigkeit noch nicht in sich ein, weil die Grundsätze mit einander in Gegensatz treten und nach Umständen verschieden lösbare Collisionen in den Einzelwollungen hervorrufen können. Die Folge davon ist Unentschiedenheit und Zerfahrenheit des Gemüthes, wie wir sie bei oberflächlich Gebildeten und solchen Menschen vorfinden, welche sich nicht die Mühe genommen hatten, ihre Maximen begrifflich zu entwickeln und zu ordnen. Diese Unentschiedenheit und Zerrissenheit kann nicht anders beseitigt werden, als dadurch, daß die einzelnen Grundsätze einem obersten praktischen Grundsatze untergeordnet, von diesem gleichsam appercipirt und daher so umgewandelt und geläutert werden, daß sie insgesammt ein widerspruchloses Ganze darstellen.



Man versteht deshalb unter Charakter die Consequenz des sämmtlichen Wollens und Handelns durch Unterwerfung desselben unter praktische Grundsätze, welche ihrerseits wieder einem obersten praktischen Grundsatze untergeordnet sind.

Eine derartige Verschmelzung zu einem widerspruchslosen Ganzen lassen aber verschiedene Grundsätze nur dann zu, wenn sie durchwegs dem vernünftigen Denken Stand halten, d. h. sittlich sind. Es gibt daher nur einen sittlichen Charakter, und es gibt nur eine wahre Grundlage für den Charakter, nämlich die Sittlichkeit.

Der sogenannte unsittliche Charakter, welcher irgend eine Leidenschaft zur Grundlage hat und eben dadurch eine oberflächliche Aehnlichkeit mit dem echten Charakter erhält, befindet sich im Widerspruch mit den ewigen und nicht hinwegzuleugnenden Forderungen der Moral, welche, wenn sie sich am Ende im Bewußtsein des unsittlichen Menschen dennoch geltend machen, die Grundlagen des unsittlichen Charakters durch die Reue, die sich an seine Thaten knüpft, dergestalt zernagen, daß er in sich selbst zusammensinkt.

Der sittliche Charakter ist das höchste Ziel des Menschen, ein Ideal, dem sich allmählig anzunähern, die schwerste aber auch die schönste Aufgabe des Menschen ist in seinem Erdenleben.

Die praktischen Grundsätze fordern vom Menschen keineswegs ein bestimmtes Wollen, sie lassen ihm vielmehr in Bezug auf dasselbe die größte Freiheit und verlangen nur in jedem bestimmten Falle gehört zu werden, bevor sich das Wollen entscheidet. Die Consequenz des sittlichen Charakters ist demnach von einer monotonen Uniformität des Handelns wohl zu unterscheiden; denn das Wollen in bestimmten Fällen hängt ab zunächst von der besonderen Beschaffenheit der äußerst mannigfaltigen Lagen, in denen sich der handelnde Charakter befindet. Die Anwendung jener idealen Grundsätze auf diesen empirischen Stoff ist es, was der menschlichen Tugend die Eigenthümlichkeit eines Kunstwerkes verleiht, in dessen Verwirklichung sich die besondere Klugheit des Einzelnen offenbart. („Seid fromm wie Tauben, — aber auch klug wie die Schlangen!")

Da die Seele des Menschen in strenger Wechselwirkung mit dem Leibe steht, so läßt sich wohl denken, daß die leibliche Beschaffenheit der Entstehung eines Charakters mehr oder minder günstig sein könne; doch seine nächste Grundlage hat der Charakter in der Entwickelung des Geistes: — wahre Bildung ist die wahre Bedingung desselben. Doch bildet der Charakter sich nur draußen „in dem Strom der Welt," d. h. durch wirkliches Wollen und Handeln. Mühsam in harter Arbeit erklimmt der Mensch die hohe Stufe des Charakters; — sein Lohn aber ist hoch, ist die Glückseligkeit. Während nämlich der Widerstreit entfesselter Begierden das Gemüth des Menschen zerreißt und die Leidenschaft dasselbe künstlich nur zu vereinigen trachtet, ist der Charakter die einzige wahre Form des mit sich selbst übereinstimmenden Bewußtseins, die wahre Quelle innerer Glückseligkeit.